Nicht für den Austausch

Deutsche Philologie

Der Kulturteil der Breslauer Zeitungen von der Aufklärung bis zum Vormärz

Gesellschaft und Kunstleben der schlesischen Hauptstadt im Spiegel der Tagespresse

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades

bei der

Philosophischen Fakultät

der

Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Breslau

vorgelegt von

Friedrich Wagner

aus Breslau

1938

Druckerei und Verlag wissenschaftlicher Werke Konrad Triltsch Würzburg

Referent: *Prof. Dr. Dr. Merker*
Korreferent: *Prof. Dr. Ranke.*

Examen rigorosum: 26. Mai 1937.

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Die vorliegende Arbeit erscheint gleichzeitig als Band 56 in der Schriftenreihe des zeitungswissenschaftlichen Instituts der Universität München „Zeitung und Leben" unter der Herausgeberschaft von Professor Dr. d'Ester, München.

Meinen Eltern und Geschwistern.

Aus der journalistischen Praxis heraus versucht die vorliegende Arbeit, einen Beitrag zu liefern zur Erkenntnis der verschiedenen Funktionen der Zeitung und ihres Feuilletons im kulturellen und geistigen Leben einer Stadt und einer Provinz im südöstlichen Grenzland. Für die journalistische Praxis ergibt sich daraus die Verpflichtung, die praktische Arbeit nach den gewonnenen Erkenntnissen von der großen Wichtigkeit dieser Funktionen auszurichten. Das bedeutet aber im Grenzland Schlesien: jede deutsche Zeitung zu sehen als einen — wenn vielleicht auch nur kleinen — Faktor in den geistigen und kulturellen Auseinandersetzungen des Ostens. Und weiterhin: nachdrücklich für die Errichtung einer wissenschaftlichen Forschungsstätte an der Universität Breslau zur Untersuchung der Zeitung und ihrer vielverzweigten Funktionen einzutreten.

Breslau, im Mai 1938.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

I. Begriff und Stoffabgrenzung:
„Feuilleton, Feuilletonismus, Kulturteil“ 1

II. Die äußeren Bedingungen:
Die geschichtliche Entwicklung des Kulturteils in den Breslauer Zeitungen . 11

A. Das Feuilleton von 1742—1819 11
1.) Die „Gelehrten Nachrichten“ 11
2.) Das erste Beiblatt 12
3.) „Breslauische Nachrichten von Schriften und Schriftstellern“ . . 14
4.) Das Feuilleton der Empfindsamkeit 15
5.) Der „Poetische Winkel“ der Breslauischen Nachrichten 17
6.) Das Feuilleton der Zeitschriften 19
7.) Das Feuilleton der Schlesischen Zeitung bis 1806 20
8.) Krieg und Nachkriegszeit 21
9.) Das ästhetische Zwischenspiel 22

B. Karl Schall, der Schöpfer des biedermeierischen Feuilletons 24
10.) Die „Neue Breslauer Zeitung“ und ihr Redakteur 24
11.) Der Holteiskandal und Schalls Kampf gegen Birey 31
12.) Das Feuilleton bis zu Schalls Tod 33
13.) Schalls engere Mitarbeiter 38

C. Die Anfänge des kulturpolitischen Feuilletons 45
14.) Im Konkurrenzkampf 45
15.) Heinrich Laube in der Schlesischen Zeitung 46
16.) Der Kulturpolitiker Dr. Johann Schön 50
17.) Schöns Mitarbeiter 55
18.) Die Breslauer Zeitung unter Eugen Baron von Vaerst 56
19.) 1838: das erste Mal „Unterm Strich“ 60
20.) Das politische Feuilleton der vierziger Jahre 62

III. Die wechselseitigen Beziehungen.
Der Kulturteil als Spiegel städtischen Geistes- und Kunstlebens 63
21.) Die Überwindung des Gottschedianismus 63
22.) Geistiger Anschluß an das Reich 66
23.) Schall und die geistigen Strömungen der Zeit 68
24.) Schall plaudert mit seinen Lesern 71

25.) Der ernste Freudenmarschall 73
26.) „Junges Deutschland" (Laube) und Vormärz 76
27.) Prof. Schöns Kulturteil 78
28.) Feuilleton und bildende Kunst 79
29.) Die städtische Gesellschaft im Kulturteil der Zeitungen 85
30.) Die Zeitung als volkskundliche Erscheinung 94
31.) Wandlungen des Feuilletonismus 99

IV. Die publizistische Wirksamkeit.
Die öffentlichen Funktionen des Kulturteiles 106

32.) Kampf um die Anerkennung der Kritik 106
33.) Erziehung des Publikums 108
34.) Warnung vor „Schlesierei" 109
35.) Gegen abergläubische Vorstellungen 111
36.) Kulturteil und Politik 111

Literatur-Nachweis 115

I. Begriff und Stoffabgrenzung.

FEUILLETON, FEUILLETONISMUS, KULTURTEIL.

Jener seltsam unbestimmte, vielseitig bunte Teil der Zeitung, den man „Feuilleton" nennt, hat sich mit seinem unbeständigen, schillernden Wesen, seiner allen geistigen und künstlerischen Strömungen geöffneten Anpassungsfähigkeit bisher immer noch im weiten Maße der zeitungswissenschaftlichen Forschung entzogen. Im Grunde besteht selbst heute noch keine Klarheit über Begriff, Inhalt und Methodik seiner Erforschung. Sogar nach der wichtigen und grundlegenden Arbeit von Meunier-Jessen über das deutsche Feuilleton und ihrer ausgezeichneten, allerdings nicht erschöpfenden Definition, von der jede neue Untersuchung — auch die vorliegende — ausgehen muß, vermehrten sich die Begriffsbestimmungen nur um einige weitere, etwa in der Untersuchung der Münchener Nachrichtenpresse durch Hauschild (1934). So haben die Zeitungswissenschaftler viel an dieser eigenartigen Erscheinung innerhalb der Zeitung herumgerätselt, es ist auch manches geistvolle Feuilleton über das Feuilleton geschrieben worden: zu einer allgemeingültigen Erkenntnis sind Zeitungswissenschaft und journalistische Praxis jedoch noch nicht gekommen.

Was die Forschung über das Zeitungsfeuilleton heute noch erschwert, ist das Fehlen eines alle Zeitungen umfassenden „großen Inventars" für das Feuilleton, um einmal einen Ausdruck der Kunstwissenschaft zu übertragen. Gerade auch für Meuniers Untersuchung macht sich das bemerkbar. Sie mußte in vielen Dingen erst durch eingehende Spezialuntersuchungen gestützt oder berichtigt werden, und manche Fragen bleiben nach ihrem Erscheinen noch offen.

In der vorliegenden Untersuchung soll das wissenschaftlich bisher noch nicht erfaßte Material aus der Geschichte des Breslauer Feuilletons unterbreitet werden. Denn neben der Berufsausbildung wird von der Zeitungswissenschaft die „wissenschaftliche Erarbeitung des historisch noch unbekannten Materials" als ein wichtiges Arbeitsgebiet gefordert [1]). Seit die Forschung jedoch von einer rein historischen Betrachtungsweise und dem Standpunkt der Verlagsfestschriften abrückt und zu einer vertieften Erkenntnis vom Wesen der Zeitung und ihres Feuilletons vordringt, kann eine reine Materialdarstellung nicht das einzige Ziel einer derartigen Arbeit sein.

---

[1]) Carl Rau in Zeitschr. „Die Bewegung", 2. März 1937.

Deshalb muß zunächst einmal in dem undurchdringlichen Gestrüpp der Ansichten und Meinungen über den Begriff „Feuilleton" ein kritischer Weg gebahnt werden, auf dem die Untersuchung vordringen kann. Die Begriffsbestimmungen und Erläuterungen sind außerordentlich unklar, und man gewinnt dabei den Eindruck, als ob zwar alle Erklärungen von einem Gegenstand zu reden vorgeben, doch jede etwas anderes meint. Groth geht am sichersten vor, indem er etwas resigniert feststellt, daß sich eine völlig scharfe Definition nicht finden lassen wird. Er zitiert nur Feddersen, der das Feuilleton als denjenigen Teil der Tageszeitung ansieht, »der aktuelle und nicht aktuelle Beiträge aus allen Gebieten des geistig-künstlerischen Lebens enthält und begrenzt wird durch die Einschränkung „unter dem Strich" der Zeitung oder von in sich abgeschlossenen Beiblättern und zwanglosen Abteilungen auch außerhalb dieses Striches«. Der vielgenannte Feuilletonstrich ist jedoch nur ein äußerliches Kennzeichen, das gerade für das Feuilleton des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts von untergeordneter Bedeutung ist. Man halte daneben Ecksteins Definition, der „das eigentliche Wesen des Feuilletons im Durchschimmern der Subjektivität" erblickt, um zu sehen, wie weit beide voneinander und vom eigentlichen Kern des Problems entfernt sind. Mit Eckstein berührt sich in gewisser Hinsicht Emil Löbl. Er versteht unter Feuilleton einen Aufsatz, „der nichtpolitische Angelegenheiten in selbständiger, die literarische Persönlichkeit des Verfassers wiederspiegelnder Art behandelt". Unter den Begriff Feuilleton fällt für ihn außerdem alles „Schöngeistige in der Zeitung — ob es nun ein neunspaltiger Aufsatz oder eine Notiz ist — wenn nur die literarische Eigenart des Schreibenden in einer besonderen künstlerischen Durchbildung sich geltend macht". Man hört deutlich Eckstein und erinnert sich daran, daß es durchaus politische Feuilletons gibt, ebenso Feuilletons in einem objektiv-wissenschaftlichen Stil. Paul Fechter grenzt das Feuilleton sehr feinsinnig gegen die Dichtung ab. Doch will ja gar nicht jedes Feuilleton „unter Umständen mit dichterischen Mitteln Dienst am Tage leisten". Außerdem verengt er den Begriff auf jene bestimmte — hier schon verwendete — literarische Erscheinung Feuilleton, die noch zur Debatte stehen wird.

Ganz auf die Gegenwart bezieht E. K. Fischer seine Begriffsbestimmung, wenn er das Feuilleton einen Versuch nennt, „der Zeitarmut unserer heutigen Menschen Rechnung zu tragen und in denkbar kürzester, unterhaltsamster und lesbarster Form die letzten Ereignisse des wissenschaftlichen Forschens und künstlerischen Zeiterlebens wiederzugeben...". Auch diese ganz für moderne Begriffe zugeschnittene Definition kann nicht den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung bilden. Tony Kellen sieht im Feuilleton ein Element der Zeitung, „das teils der Unterhaltung, teils der Belehrung dient", und das „ursprünglich nicht mit der politischen Presse verbunden war", dessen Anfänge aber weit zurückzuverfolgen seien. Die oft genannte Tendenz der Unterhaltung und Belehrung faßt jedoch nur einen Teil der Funktionen des Feuilletons, läßt z. B. seine Beziehungen zur Literatur, zur

Kunst überhaupt gänzlich aus. Kellens Zusatz ist außerdem durchaus unzutreffend: das Feuilleton war wohl mit der politischen Presse verbunden und ist nur mit ihr entstanden und gewachsen.

Wir sehen: alle diese Definitionen gehen im wesentlichen vom Inhalt aus — und müssen daran scheitern. Hauschild sagt deshalb ganz richtig, daß eine Erfassung des Feuilletons vom Inhalt her unmöglich ist, weil das Feuilleton alle Gegenstände zum Inhalt haben kann. Ihm erscheint es vielmehr über die ursprüngliche Absicht der Zeitung hinaus — also der Nachricht — „als das Element in der Zeitung, das, zumeist den Gegenständen des geistig-künstlerischen Lebens entnommen, durch seinen Stoff oder durch seine besondere Gestaltungsweise der Belehrung oder Bildung, Unterhaltung oder Erbauung des Lesers dient". Abgesehen davon, daß das wirkliche Feuilleton selten mit Bewußtheit und Absicht belehren, bilden oder erbauen will, kommt er doch schon der Sache näher, vor allem, wenn er dann später noch den Begriff „Feuilletonismus" als eine stilistisch-formale Erscheinung herausschält. Gerade diese Abgrenzung von Feuilleton und Feuilletonismus — wie sie Hauschild wohl von Meunier übernimmt — ist wichtig und wird noch manchen wertvollen Aufschluß geben. Setzt man nämlich beide Begriffe gleich (meist geschieht das unter dem Begriff Feuilleton allein), so resultieren daraus jene schiefen Urteile über das Feuilleton, die in dieser Erscheinung nur etwas Dekadentes, zumindest Fragwürdiges sehen.

Hier ergibt sich schon eins: „Feuilleton" ist ein überaus weiter Oberbegriff — setzen wir ihn einmal in Vergleich mit dem Begriff „Literatur" —, der so weitgespannt und bunt ist, daß zu seiner genauen Bestimmung eigentlich nur eine genau so weitgespannte und darum schließlich unklare Definition möglich wäre. Jeder Versuch einer begrifflichen Erfassung durch wenige Worte scheitert weiterhin an der Verschiedenartigkeit des Feuilletons in seiner geschichtlichen Entwicklung. Wie die Literatur, so sieht auch das Feuilleton im 18. Jahrundert anders aus, als es sich im 20. Jahrhundert darstellt. Bunt und schillernd ist seine Wesensart, das mag ein kurzer Blick in seine Geschichte und in die Zeitungspraxis zeigen: Lessing und Möser gehören im 18. Jahrhundert zum Feuilleton, wie Hermann Löns im 20. Jahrhundert, wie Heine und Börne und Kerr; ferner ordnen sich allgemein in einer größeren modernen Zeitung die Kurzgeschichte ebenso wie die literarische Beilage und die Theaterkritik in diesen Begriffsrahmen ein. Dazu umfaßt der Begriff noch jene bestimmte literarische oder besser journalistische Kunstform, die nicht Skizze, nicht Aufsatz, nicht Studie, nicht wissenschaftliche Abhandlung — sondern eben „Feuilleton" ist (Fechter hat sie bei seiner Untersuchung vor Augen), und die damit auch nur e i n e Erscheinungsform im Gesamtorganismus Feuilleton ist. Meunier-Jessen (S. 11) geben eine ausgezeichnete Definition dieser Kunstform.

Sofort erhebt sich also die Frage: wo sind die Grenzen, und wie faßt man methodisch diesen gesamten weiten Oberbegriff Feuilleton, wie bereits Meunier fragt? Zunächst müssen alle Definitionen von einem wesentlichen

Merkmal der Zeitung ausgehen, von jener „Wechselwirkung zwischen Leser und Zeitung", deren Unersuchung d'Ester als ein Haupterfordernis der Zeitungsforschung ansieht, oder wie Traub (S. 15) sagt, von den „wechselseitigen Beziehungen zwischen Umwelt und Zeitung". Dieses wichtige Merkmal sei deshalb genauer betrachtet.

Es wird im allgemeinen von der Zeitungswissenschaft betont, daß die Wurzel der Zeitung die Nachricht ist. Ich möchte als Wurzel der Zeitung mit einer kleinen Abänderung die „Unterrichtung" annehmen und zwar absichtlich wegen des doppelten Sinnes dieses Wortes, einmal im Sinne der Zeitungswissenschaft als Übermittlung von Nachrichten und zum anderen mit jenem Untersinn: „Unterrichtung" gleich „Unterricht" gleich „Belehrung", allerdings ganz vorsichtig — etwa als „geistige Bereicherung" — gebraucht.

Unterrichtung-Belehrung wird dabei nicht aufgefaßt in dem Verhältnis von Lehrer und Schüler, von Oberschicht zu Unterschicht, wie es in der Gemeinschaft bei der Überlieferung von Meinungen der Fall ist [2]), sondern als Unterrichts-Belehrung innerhalb der Gesellschaft, wo das eine Individuum sich von dem anderen auf der gleichen Stufe belehren läßt, wo eine Meldung, eine Nachricht und im späteren Zeitungswesen eine Meinung nicht mit der Überlegenheit eines Vorgesetzten oder Präzeptors vorgebracht wird, sondern ein Austausch der Meinungen stattfindet, bei dem der Leser das findet, was ihm behagt, und der Zeitungsmann sich nicht in der Rolle des dozierenden Schulmannes gefällt.

In der Tendenz der Zeitung zu unterrichten sehe ich also bereits eine gewisse Wirkungsabsicht und glaube, daß in ihr die Keime für das sogenannte Raisonnement beschlossen sind, das man im allgemeinen nur als eine Errungenschaft der jüngsten Zeitungsentwicklung anzusehen pflegt. So hatten die Acta diurna in ihrem Nachrichtencharakter eine deutlich hervortretende, belehrende Absicht, die sogar propagandistisch und staatspolitisch wichtig sein konnte (näheres bei d'Ester S. 14). Auch bei den späteren sogenannten Nachrichtenzeitungen kann man feststellen, wie sich schon in der Auswahl der Nachrichten eine bestimmte Wirkungsabsicht finden läßt, die später sogar zu regelrechter „Nachrichtenpolitik" ausgebildet wird [3]). So sehe ich also im Begriff „Unterrichtung" nur eine Quelle für die referierende und raisonnierend-propagandistische Funktion der Zeitung, wie meist unterschieden wird (Löbl S. 44). Das Feuilleton beginnt also durchaus nicht erst mit dem Raisonnement.

Auf der anderen Seite: jede Verbreitung von Nachrichten ist bedingt durch das Bedürfnis nach der Nachricht, diese ständige, logisch oder verstandesmäßig nicht faßbare Sucht, Neues zu erfahren, die sich sogar steigert bis zu dem Bedürfnis nach der Sensation [4]). Jede Sensation in der Zeitung

[2]) Siehe E. Tönnies, S. 91/92 über den Unterschied von Gemeinschaft u. Gesellschaft. (Die genauen Literaturangaben für die Fußnoten siehe im Literatur-Nachweis S. 115/6).

[3]) Über Nachrichtenpolitik s. Dovifat, 2. Buch 2. Abschnitt „Die Nachrichtenpolitik" und Traub S. 52 und 57.

[4]) Traub, S. 47 weist ebenfalls auf die Sensation in ihrer doppelten Funktion innerhalb der Zeitung hin, wenn er die Sensation — als Meldung und Wiedergabe — und die sensationelle Aufmachung unterscheidet.

befriedigt diese Neugier des Lesers, und deshalb ist für d'Ester (S. 30) das «Neuigkeitsbedürfnis die am tiefsten gelagerte und einfachste Schicht, aus der die Wurzeln des Baumes „Zeitung" gespeist werden». Auch Meunier wies in seiner Dissertation darauf hin, daß „die Neugier, nicht mit dem ominösen Beiklang einer Altjungferntugend, sondern als kulturschaffende Funktion im Räderwerk psychischer Triebe" die Zeitung geschaffen hat (S. 12/13). Immer wieder stoßen wir auf den Stoffhunger des Lesers. Schon Kaspar Stieler wunderte sich über die „Neugierde der Menschen, zu erfahren, was der König von Frankreich, der Papst und der Sultan zu Konstantinopel machen, obwohl sie dies so wenig angehe, als zu wissen, ob im Monde Menschen oder Geister wohnen" [5]). Im Grunde ist bei Traub (S. 23) das gleiche gemeint, wenn er dem „weitverbreiteten Drang nach Schauerempfinden, nach Erregung eines Angst- oder Mitgefühls in der beschaulichen Freude, einer möglichen Gefahr entronnen zu sein", als Grund für die lebhafte Aufnahmebereitschaft des Lesers für die Zeitung nennt.

Auch das Feuilleton hat eine seiner Wurzeln in diesem Hunger nach Sensation auf Seiten des Lesers. Besonders tritt das später in der Theaterkritik hervor, da das Theater — sieht man einmal von seiner bedeutsamen und wichtigsten Funktion als Pflegestätte dramatischer und schauspielerischer Kunst ab — stets ein Ort ist, an dem die Menschen ihren Hunger nach geistiger Sensation befriedigen.

Die Geschichte der Zeitung beweist, daß jene Behauptungen ihrer Kritiker durchaus nicht zutreffen, die moderne Zeitung habe erst das Sensationsbedürfnis der Leser geweckt und genährt. Schon die Vorläufer unserer Zeitung, die „Neuen Zeitungen" des 15. und 16. Jahrhunderts, bringen neben den Nachrichten von den großen Weltbegebenheiten, von Krieg und Frieden, von Kaiser und Papst, von Siegen und Niederlagen (gleich Tendenz der Unterrichtung) auch jene Berichte von schrecklichen und unheimlichen Dingen: grausige Naturplagen werden gemeldet, Verwüstungen durch Heuschrecken, seltsame Naturereignisse wie Blutregen, Kometenerscheinungen, Wundergeburten meist in einem entfernten Land, Dinge also, an denen der Leser kein persönliches Interesse haben kann, da sie sich nicht in seinem Lebensbereich zugetragen haben [6]). Alles das hat sich — wenn auch in anderer Form — bis in die Zeitung des 19. und 20. Jahrhunderts erhalten und wird uns später gerade bei der Untersuchung der „Vermischten Nachrichten", der „Miscellen", den Teilgebieten des Feuilletons und Vorläufern der modernen Unterhaltungsbeilagen, beschäftigen. Denn hierin wird die Zeitung zu einer hervorragend bedeutsamen volkskundlichen Erscheinung, deren verschiedene Funktionen noch betrachtet werden sollen.

Die zwei miteinander in Wechselwirkung stehenden und zum Teil sich bedingenden Kräfte, die der Organismus Zeitung stets in sich trägt, — die Unterrichtung und die Sensation und ihre Befriedigung — schaffen auch das

---

[5]) Zitiert nach Löbl, S. 35.
[6]) Ausführlicher bei Schottenloher S. 161 und 180 ff.

Teilgebiet der Zeitung, das Feuilleton. Aus ihnen wird es gespeist: bei der Aufnahme der ersten Nachrichten über künstlerische oder literarische Dinge, bei der Einführung der Kritik oder später des modernen Zeitungsromans. Allein das sind nur die äußeren Erscheinungsformen eines ständig und latent vorhandenen, dem Wesen der Zeitung durchaus innewohnenden Bestrebens, und das Werden des Feuilletons ist daher im Grunde unabhängig von bestimmten Daten — etwa 1712, wie es Günther Ost annehmen will —. Selbstverständlich ist es darum auch ein „zeitungsgemäßer" Teil. Für Hauschild bleibt das Feuilleton eine Art Fremdkörper in der Zeitung. Diese zwei Faktoren müssen berücksichtigt werden, ehe der kritische Teil des Feuilletons, der zumeist allein genauer betrachtet wird, in seiner Wirksamkeit bei der Meinungsbildung herangezogen werden kann.

Nach einer derartigen Klärung kann die Forderung von Meunier-Jessen nach einer „Soziologie des Feuilletons" Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung sein. Die Verfasser verstehen darunter „die besondere Untersuchung der sachlichen Bedingungen und persönlichen Einflüsse, unter denen das Feuilleton entsteht, und die es seinerseits schafft und ausstrahlt. Mit einem Wort: der Skala der Abhängigkeiten, Einflüsse und Tendenzen, die sich aus der Erscheinung Feuilleton von selbst ergeben, die sich treiben und hemmen und in ihrer Wechselwirkung seine eigentliche Lebendigkeit und sein organisches Wesen bilden, muß nachgegangen und in den auseinanderstrebenden Figuren, die sich dabei entwickeln, eine verbindliche Mitte gesucht und gefunden werden" (Meunier S. 155). Die Verfasser wollen also alle Fragen dadurch klarer und einheitlicher sehen, daß sie — nach einem Wort des Soziologen Alfred Weber — sie in die Zusammenhänge des Lebens rücken. Damit scheiden sie die historische Betrachtungsweise der Zeitungsfestschriften aus, lösen die Feuilletonforschung von der Literaturgeschichte und versuchen die Zusammenschau aller Teile des Feuilletons mit Beziehung auf ihr Werden, Sein und Wirken.

Gleichzeitig mit der Ergänzung des „großen Inventars" soll nun hier diese Einordnung in die Zusammenhänge des Lebens und zwar des schlesisch-breslauischen, geistigen, künstlerischen und kulturellen Lebens vorgenommen werden. So kommt man näher an den Begriff „Feuilleton" heran, der, wie wir sahen, so vielerlei Deutungen und Erklärungen auslöste. Eigentlich sollte stets — auch in der vorliegenden Untersuchung — der für diese Bezeichnung wesentlich zutreffendere Ausdruck „Kulturteil" stehen, der schon öfters verwandt und als notwendig zur Klärung gefordert wurde (Meunier S. 7). Doch hat sich „Feuilleton" als Bezeichnung für ein bestimmtes Teilgebiet der Zeitung in der Zeitungswissenschaft eingeführt, darum wird sie hier gebraucht, jedoch sei ausdrücklich betont, daß unter ihr eben der Oberbegriff „Kulturteil" gemeint ist. Ich verstehe unter Kulturteil — zunächst einmal ganz allgemein — den von den Wurzeln der Zeitung gespeisten, also zeitungsgemäßen Teil der Zeitung, der am kulturellen Leben der Zeit, besonders auch an dem des Erscheinungsortes und seiner gesell-

schaftlichen und geistigen Struktur, Anteil nimmt. Diese Formulierung sei genauer gefaßt:

Das „Anteil-Nehmen" erfolgt in dreierlei Hinsicht. Die Zeitung ordnet sich einem bestimmten Kulturraum ein, der durch das geistige Leben der Zeit überhaupt, durch die vielen geschichtlichen, künstlerischen, personellen und nicht zuletzt wirtschaftlichen und sozialen Bindungen und Einflüsse bestimmt wird. Für die Breslauer Zeitungen und ihr Feuilleton ist dieser Kulturraum die Stadt, ihr Geistes- und Kunstleben und das schlesische Wesen ihrer Bewohner. Indem sie alles das in ihre Spalten aufnehmen, erhalten sie ein bestimmtes Gesicht. Sie werden sogar selbst eine Erscheinung innerhalb jenes Kulturlebens. Darin liegt ihre zweite Funktion, die man immer zu wenig beachtet.

Die dritte Funktion des Zeitungsfeuilletons ist dann erst die wirkende, die in der zeitungswissenschaftlichen Literatur bereits des öfteren Beachtung fand. Damit werden jene Strahlungen gemeint, die von der Zeitung auf die Gesellschaft, auf ihr Kunstleben, auf Dichtung, Theater usw. ausgehen. In diesen drei Funktionen wird das Feuilleton eine Erscheinung des geistigen Lebens einer menschlichen Gemeinschaft, von der man bestimmte Äußerungen nicht erfahren könnte, wenn es die Zeitungen nicht gäbe. Selbstverständlich gehen diese drei Funktionen sehr leicht ineinander über, und die Strahlungen, die im Kulturteil einer Zeitung aufgefangen werden und von ihm wieder ausgehen, sind darum nicht in allen Fällen säuberlich in ihr Spektrum zerlegbar. Doch es sei mit dieser Arbeit versucht.

Um diese drei Funktionen noch einmal klarer herauszustellen, sei der bekannte Vergleich herangezogen, der immer wieder auftaucht, die Zeitung sei ein „Spiegel der Zeit". Ehe das Medium „Spiegel" etwas widerspiegeln kann, muß ein Objekt da sein. Dieses Objekt ist in unserem Falle die geistige Entwicklung von der Aufklärung zum Vormärz in dem städtisch-schlesischen Raum von Breslau, ist die anfängliche Bindung des Feuilletons an die Gelehrten, dann seine Loslösung zur bürgerlichen Lebenssphäre und seine Hinwendung zum „souveränen Feuilleton" Treitschkes und ist vor allem auch die Abhängigkeit von wirtschaftlichen und politischen Bedingungen. Wie nun dieses Medium „Spiegel" im Zusammenwirken von geistigen, technischen und persönlichen Kräften die Strahlungen auffängt, darin liegt die zweite Funktion, mit der die Zeitung eben eine Erscheinung dieses kulturellen Lebens wird, und die bewirkt, daß eine Betrachtung der Zeitung eigentlich in jede Kulturgeschichte der neueren Zeit hineingehört. Die dritte Funktion — der Spiegel wirft jetzt die Strahlen zurück — ist dann erst jene wirkende, die man meist abgesondert und allein betrachtet, und mit der die Zeitung „öffentliche Meinung" macht. Durch die Unterscheidung dieser drei Funktionen glaube ich das deutlich machen zu können, was die neuere Zeitungswissenschaft bereits öfters zum Ausdruck brachte, nämlich

in den Zeitungen „den Kulturstrom . . . in seiner vollen Breite und Tiefe . . . bis in die feinsten Adern zu erfassen" (Karl Bücher S. 58) [7]).

Die Einordnung des Feuilletons in die Zusammenhänge des Lebens — in unserem Falle einer landschaftlich und stammestümlich sehr charakteristischen Stadt — bedingt eine Untersuchung der Struktur der Leserschaft. Die Schwierigkeiten sind bei einem derartigen Versuch groß, weil die Einführung von Leserstatistiken durch die Verlage erst jungen Datums ist, und eine Einordnung aus den Abonnentenzahlen der Verlagsgeschichten nicht möglich ist. Trotzdem soll der Versuch unternommen werden. Ebenso wird untersucht werden, wie sich ein eigentlicher Stand der Feuilletonisten herausbildet.

Durch die Einordnung des Feuilletons in die Entwicklung der Kultur fügt es sich folgerichtig in jene Wandlung ein, die der Begriff „Kultur" seit der Aufklärung bis zum Vormärz durchmachte. Kultur ist nicht zu trennen von dem politischen Bewußtsein einer Zeit, ebensowenig von ihren Anschauungen in ästhetischen und künstlerischen Fragestellungen. Beides findet im Feuilleton einen Ausdruck und soll daher auch hier untersucht werden. Allerdings sei betont, daß unter politischem Bewußtsein jene Haltung verstanden sei, die Görres meint, als er einmal in seinem „Rheinischen Merkur" von den Zeitungen verlangt, sie sollten „im Herzen der Nation lesen". (Es sei außerdem auf die Einleitung von Gustav Steinbömers „Politischer Kulturlehre" Hamburg 1933 verwiesen.) Im 19. Jahrhundert fehlte den deutschen Journalisten häufig die politische Haltung, sogar denen, die sich berufsmäßig in ihrem Ressort mit Politik befassen mußten, jene Haltung, die Schubart, Kleist, Görres besaßen.

Von hier aus kommen wir auch zur Erkenntnis jenes Begriffes „Feuilletonismus", der bereits hin und wieder genannt wurde, der seine Erklärung jedoch erst in diesem Zusammenhang finden kann. Die Zeitungswissenschaft war glücklich, als er sich endlich zur Klärung durchsetzte, und trennte ihn trotzdem nicht säuberlich von dem Oberbegriff Feuilleton als Kulturteil. Der Feuilletonismus erscheint im Sinne der Zeitungswissenschaft innerhalb des Kulturteils der Zeitung und wird wesentlich bestimmt und entwickelt durch das 19. Jahrhundert (Junges Deutschland, Französische Feuilletonisten). Sein wesentliches Kennzeichen sei ein besonderer Stil.

Jede Untersuchung über seine Merkmale darf jedoch nicht nur nach seinen stilistischen Äußerungsformen fragen. Denn der Stil als Kennzeichen des Feuilletonismus ist — hier wie überall in der Literatur — nur Ausdruck einer bestimmten geistigen Haltung.

Feuilletonismus wird diktiert von der an den Tag gebundenen journalistischen Arbeit und entsteht in Zeitungen und Zeitschriften bei einer bestimmten Haltung des Journalisten dem Stoff und dem Leser gegenüber. Der schreibende Journalist will das, was er darstellt, in möglichst neuartiger,

---

[7]) Auch Klawitter (Zeitg. und Zeitschr. S. 6) sagt, daß „die Presseerscheinungen einer Stadt vor allem in ihrer Gesamtheit ein eindrucksvolles Kulturbild ihres geistigen Zustandes sind".

interessanter und unmittelbarer Art vermitteln. Die Tatsache allein und ihre literarische Formulierung genügt ihm nicht, er will die interessante Tatsache, die allerdings ihrer Wichtigkeit nach durchaus nicht bedeutsam zu sein braucht. Die gleichen Grundsätze gelten für die Stellung zum Leser: der Journalist will — teils auch schon durch sein neues Sehen des Stoffes — alles das, was er schreibt, dem Leser möglichst schmackhaft darbieten; er will durch spritzige und leicht lesbare Diktion und lockere Formulierung dem Leser einen literarisch-unterhaltsamen Genuß bieten und damit zum Lesen anreizen.

Aus dieser Haltung entspringen jene stilistischen Kunstformen, die Haufler für den modernen feuilletonistischen Stil nennt[8]). Es wird sich aber im Laufe der Untersuchung zeigen, daß diese Stileigentümlichkeiten in ihren Anfängen bereits in den Moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts angestrebt werden, weil sich hier schon eine feuilletonistische Haltung bemerkbar macht.

Zur Beurteilung nun, ob Feuilletonismus an sich schon Zeichen einer geistig und literarisch anfechtbaren dekadenten Gesinnung sei — wie meist angenommen wird —, muß also die Frage nach der geistigen Haltung des Journalisten gestellt werden. Der Stil Kleist'scher journalistischer Schriften ist feuilletonistisch im besten Sinne. Aber dieser Feuilletonismus kommt aus einem geraden und starken, politischen Bewußtsein. Dadurch unterscheidet er sich von jenem Feuilletonismus, den jüdische Literaten des 19. und 20. Jahrhunderts von Heine bis Kerr pflegten, und dem in jeder Weise die verantwortungsbewußte Haltung, die Bindung an das Wir, an den Kreis der engsten menschlichen Beziehungen, das Volk, fehlte.

So wie — trotz vieler gegenteiliger Ansichten — in der Presse kein eigentliches „Zeitungsdeutsch" erkennbar ist, gibt es auch keine eindeutig festlegbaren feuilletonistischen Merkmale. Gerade in der modernen Zeitung ist das Bestreben, den Stil im oben gekennzeichneten Sinne dem Stoff und dem Leser anzupassen, in allen Sparten herauszuspüren und damit keineswegs etwa ans Feuilleton gebunden.

Der Feuilletonismus als Haltung hat im 19. Jahrhundert alle Gebiete der Zeitung erobert und auch das gesamte moderne Leben überhaupt. (Heute ist der Film ebenso wie der Funk „feuilletonisiert".) Er ist in der Zeitung dort am stärksten vertreten, wo die wechselseitigen Beziehungen zwischen ihr und dem Leser besonders von der Redaktion ausgehen, wo die Zeitung jene Stufe der Unterrichtung anstrebt, auf der sie mit ihren Lesern sich plaudernd unterhält. Mit dem Feuilletonismus des 19. Jahrhunderts entstand jene schon als terminus technicus genannte literarische Erscheinungsform innerhalb der Zeitung, die man Feuilleton nennt.

Für die zeitliche Abgrenzung der Arbeit waren mehrere Gründe maßgebend. Als Anfangspunkt wurde das Jahr 1742 genommen, das mit der

---

[8]) Haufler, Kunstf. d. feuill. Stils S. 14/15.

Gründung der ersten eigentlich politischen Zeitung in Breslau die Geschichte des Breslauer Zeitungswesens einleitet. Die Untersuchung schließt ab mit den beginnenden vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, dem Vormärz also. Das Jahr 1840 bedeutet ja in der Geschichte der deutschen Presse einen wichtigen Einschnitt. Außerdem zeigte es sich bei der Untersuchung, daß mit den vierziger Jahren eine Linie beginnt, die in der Entwicklung des Feuilletons der weiteren Jahrzehnte verfolgt werden müßte, da die in den späteren vierziger Jahren tätigen Breslauer Feuilletonisten alle noch bis weit nach der Jahrhundertmitte in den Zeitungen der schlesischen Hauptstadt schreiben. Eine Kennzeichnung dieser Entwicklung hätte im Rahmen der vorliegenden Untersuchung zu weit geführt. Ebenso bekommt die Presse mit dem Ende der romantisch-biedermeierischen Epoche in Breslau ein ganz neues Gepräge. Jene knapp hundert Jahre von 1742 bis etwa 1840 bilden durchaus eine geistige Einheit, selbst in ihren vielfältigen Wandlungen, so daß ihre Entwicklung einer gesonderten Betrachtung wert erscheint, zumal jede weitere Arbeit auf dem Wege zu einer — noch nicht geschriebenen — Kulturgeschichte des Feuilletons im 19. Jahrhundert von hier ausgehen muß.

Der Ausgangspunkt für die Untersuchung ist damit ohne den von vornherein vergeblichen Versuch einer Definition des Begriffes „Feuilleton" in einem Satz dargelegt. Es ergibt sich nun eine Dreiteilung: zunächst soll das „große Inventar", soweit es in den bisherigen Veröffentlichungen noch nicht oder nicht genau vorliegt, durch eine Untersuchung der äußeren, geschichtlichen Bedingungen vervollständigt werden. Erst dann können die drei, eben gekennzeichneten Funktionen des Kulturteils mit ihren vielerlei wechselseitigen Beziehungen zu Leser, Literatur, Kunst, städtischer Gesellschaft usw. betrachtet werden, vorerst in ihrer aufnehmenden, dann widerspiegelnden und zum Schluß auch in ihrer wirkenden Funktion.

II. Die äußeren Bedingungen.

DIE GESCHICHTLICHE ENTWICKLUNG DES KULTURTEILS IN DEN BRESLAUER ZEITUNGEN.

A. Das Feuilleton von 1742—1819.

1.) Die „Gelehrten Nachrichten".

Nach dem Einmarsch der friderizianischen Regimenter in Schlesien lag dem jungen preußischen König auch die geistige Eroberung der neuen Provinz sehr am Herzen. Darum unterstützte er in kluger Erkenntnis den Buchhändler Korn bei der Gründung einer Zeitung, die im Jahre 1742 unter dem Titel

„Schlesische privilegirte Staats-, Kriegs- und Friedenszeitungen"

herauskam und in ihrer Haltung betont preußisch war[1]). (Im weiteren Verlauf der Untersuchung wird das Blatt ständig „SPZ" oder nur „Schlesische Zeitung" abgekürzt.) Mit Korns Zeitung beginnt die eigentliche Entwicklung des Breslauer Feuilletons als bewußt gestaltetem Kulturteil. (Alle jene Meldungen und Berichte der früheren Breslauer Zeitungen unter österreichischer Herrschaft werden, soweit sie in diese Betrachtung hineingehören, als Teilabschnitte in der Entwicklung des Feuilletons berührt werden.)

Um diese Zeit war im Norden Deutschlands die Form des Feuilletons im 18. Jahrhundert bereits ausgebildet. Meunier-Jessen weisen für das Jahr 1731 in Hamburg und in Halle eine unterhaltsame Feuilletonsparte nach (S. 17), und Günther Ost glaubt bereits das Jahr 1712 als das eigentliche Geburtsjahr des Feuilletons nennen zu können. Der „Gelehrte Artikel" mit seinen Berichten aus der „gelehrten Republik", mit seinen gelehrten Buchkritiken und der Übersicht über die literarische Produktion der Zeit hatte in den Zeitungen bereits die Grundlage für eine Kulturberichterstattung gelegt (Meunier S. 30). Er bedeutet die erste Auflockerung des politischen Nachrichtenteils und tritt bis zur Mitte des Jahrhunderts seinen Siegeszug in der gesamten deutschen Presse an (Meunier-Jessen S. 31). Wenn auch Korn die ersten Jahrgänge seiner Zeitung ohne diese Rubrik erscheinen ließ, da für ihn die politischen Meldungen wichtiger waren, nimmt er doch im Jahre 1747 den gelehrten Artikel unter der Überschrift „Gelehrte Nach-

[1]) Über die Gründung vergl. ausführlich Jessen, Weigelt, Müller.

richten" auf. So gliedert er sein Blatt in jene neue zeitungsmäßige Entwicklung ein. Der erste Artikel am 11. Februar 1747 ist ein sehr eingehender Bericht über ein Experiment, das ein Breslauer Naturwissenschaftler ausgeführt hatte. Er erscheint unter dem Titel „Beweis, die Electricität bey den Dräh-Maschinen mehr als die Helffte zu verstärken, aus der Erfahrung hergeleitet"; eine Fortsetzung folgt am 22. März 1747.

Die „Gelehrten Nachrichten" unterscheiden sich kaum von ihren Vorgängern in anderen Zeitungen. Sie bringen besonders Buchanzeigen, jedoch keine Kritiken in unserem Sinne. Da Korn eine große Verlagsbuchhandlung besaß und regen Anteil an der literarischen Produktion der Zeit nahm, bietet die neue Rubrik seiner Zeitung reichliche Abwechslung. Neben Buchbesprechungen findet man hin und wieder allgemeine Artikel, etwa einen kurzen Beitrag über die Gelehrsamkeit in Polen (SPZ. 8. und 26. April 1747) usw., doch bürgert sich die Rubrik als eine ständige, regelmäßig wiederkehrende Erscheinung nicht ein.

2.) Das erste Beiblatt.

Schon nach einigen Jahren fallen die „Gelehrten Nachrichten" aus dem Hauptblatt der Zeitung wieder aus. Diese Änderung beginnt etwa im Jahre 1751. Korn entschließt sich damals zu der Herausgabe eines Beiblattes unter dem Titel „Schlesische zuverlässige Nachrichten von gelehrten Sachen". Die „Zuverlässigen Nachrichten" gehören durchaus zu der eigentlichen Zeitung, und das Beiblatt entspricht am ehesten der Beilage einer modernen Zeitung, die zwar in sich abgeschlossen ist, jedoch im allgemeinen ohne die Zeitung nicht geliefert wird. Der Inhalt hat sich in seinen Grundzügen kaum geändert und besteht weiterhin aus Buchbesprechungen und -ankündigungen.

Ein ganz bestimmtes Gesicht bekommen diese Schlesischen Berichte, als Korn für sie den gelehrten Historiker und Theologen Samuel Benjamin Klose, den Verfasser der „Dokumentierten Geschichte und Beschreibung der Stadt Breslau" in fünf Bänden, gewinnt. Seine wichtige Stellung in der Entwicklung der Breslauer dramatischen Kritik, die er zu einer bedeutenden Höhe brachte, wurde kürzlich von Annemarie Schwerdt gewürdigt, so daß hier nur auf ihre Arbeit verwiesen sei. Klose hat das Beiblatt von 1754—1771 geleitet, wahrscheinlich sogar aber bis 1772 [2]).

Kloses Bedeutung für die Breslauer dramatische Kritik ist vielleicht geringer anzuschlagen als seine journalistische. Denn er hat zum ersten Male das Breslauer Feuilleton zu einer Kulturerscheinung erhoben, die innerhalb des breslauisch-schlesischen Lebens wirksam wird [3]). Klose war ein regsamer, lebendiger Geist, der vor allem an der literarischen Produktion seiner Zeit großen Anteil nahm. Er bringt neben seinen eigenen Besprechungen auch

[2]) Vergl.: Karl Konrad Streit: Alphabetisches Verzeichnis aller im Jahre 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller. Breslau 1776.

[3]) Kloses Feuilleton soll daher in anderem Zusammenhang noch einmal untersucht werden.

Rezensionen anderer Verfasser, die er mit dem Zusatz druckt: „Folgende Rezension ist uns eingesandt worden: . . .“ (z. B. VI. Stück, 16. Febr. 1756). Daneben stehen in dem Beiblatt auch Nachrichten aus der gelehrten Welt, die Ernennungen oder Todesfälle aus den Kreisen der Professorenschaft melden. Auch bringt Klose allerlei aus gelehrter Spielerei geborene Zahlenscherze. So druckt er z. B. im ersten Stück des Jahres 1757 ein Chronodistichon, das in dem lateinischen Friedensspruch „Da pacem Domine . . .“ jeweils für die Vokale a — u die Zahlen 1 — 5 setzt. Diese Zahlen werden dann wieder so untereinander gereiht, daß sie die Jahreszahl 1757 ergeben.

Im Jahre 1757 wird der Titel der Beilage geändert: sie heißt jetzt „Schlesische Berichte von Gelehrten Sachen“

und erhält im Kopf eine Blumenleiste über der Schrift. Diese neue typographische Aufmachung wird bereits im zweiten Stück des gleichen Jahres geändert. Von nun an erscheint das Beiblatt nur vierzehntägig und bringt verschiedentlich Verlagsankündigungen großer Verleger mit ihren neuesten Werken. Gewisse wirtschaftliche Bindungen zwischen dem Beiblatt und Korns Buchhandlung darf man wohl annehmen. Denn jeder Buchartikel ist mit dem formelhaften Zusatz über den Preis des Buches versehen, größtenteils sogar unter Angabe der Kornschen Buchhandlung.

Eigenartigerweise scheint in den Jahren 1763/64 eine Unterbrechung in der Herausgabe des Beiblattes eingetreten zu sein. Jedenfalls tauchen im Hauptblatt selbst wieder die „Gelehrten Nachrichten“ auf und zwar bis zur Mitte des Jahres 1764, während gleichzeitig die in der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau aufbewahrten Bände der Zeitung das Beiblatt nicht enthalten[4]). Die Gründe für die Einstellung sind heute wohl kaum noch feststellbar. Vielleicht ist der Zusammenschluß des Verlages mit der Gampert'schen Buchhandlung (Vergl. Jessen, 200 J. Korn S. 96) der Anlaß gewesen, daß Korn die „Schlesischen Berichte“ ausfallen ließ. Am 18. Juni 1764 erscheinen sie wieder mit der Nummer 1 und zwar achttägig.

Eine Frage steht allerdings noch offen: wie weit geht Kloses Tätigkeit? Sicherlich hat er nicht ständig redaktionell an dem Blatt gearbeitet. Seine Artikel sind außerdem — ganz nach der Gewohnheit der Zeit — nicht unterzeichnet. Klose war ein tiefer Verehrer und Freund Lessings (Vergl. Jessen, Schwerdt), und alle Artikel über Lessings dichterische und kritische Bedeutung hat er geschrieben. Sie zeigen schriftstellerische und gelehrte Eigenart, beweisen seinen Weitblick in literarischen Fragen und fallen durchweg in Stil und ihrer für die Zeit außerordentlich fortschrittlichen geistigen Haltung aus dem Chor der übrigen, zumeist trocken-gelehrten Beiträge heraus. Alle Besprechungen mit diesen Zügen muß man ihm wohl zuschreiben. Mag er sich außerdem noch einige Mitarbeiter herangezogen haben — wir sahen bereits, daß er eingesandte Artikel durch einen Zusatz kenntlich machte —, so ist doch wohl anzunehmen, daß er als Herausgeber

[4]) Im Archiv Korn fehlen die Bände 1760—64 einschließlich.

den größten Teil der Beiträge selbst geschrieben hat. Denn es gab damals in Breslau nur wenige Männer mit dieser literarischen Bildung. Zumindest aber besaß das Beiblatt unter seiner Leitung eine eigene, über alles Provinzielle hinausgehende Note und nahm, geschickt und gut redigiert, an den kulturellen und geistigen Strömungen und Auseinandersetzungen der Zeit regen Anteil.

3.) „Breslauische Nachrichten von Schriften und Schriftstellern."

Bereits im Jahre 1768 plante Korn eine Erweiterung des Beiblattes, und Klose fordert daher die Gelehrten Schlesiens zu recht reger Mitarbeit auf. Er fügt als Begründung bei, daß oft eine vortreffliche Erfindung oder eine Wahrheit, die einen wohltätigen Einfluß auf Jahrhunderte hätte haben können, verloren gegangen sei, weil sie nicht in öffentlichen Blättern bekannt gemacht wurde. Darüber hinaus will er aus Leben und Werk schlesischer Gelehrter „zur Vervollständigung des gelehrten Deutschlands" berichten (SBvGS. 18. Jan. 1768, Nr. 3). Im folgenden Jahre erscheint unter dem Titel „Breslauische Nachrichten von Schriften und Schriftstellern" ein neues Beiblatt, das in seinem Vorwort ausdrücklich betont, die Fortsetzung des alten Blattes zu sein. Aber die engen Bindungen zum Hauptblatt, wie sie anfangs bestanden, haben sich wohl gelockert. In diesem Vorwort wird ein Grund dafür angegeben, daß nicht — wie sonst in der Zeit üblich — der Titel „freimütige" oder „kritische" Nachrichten gewählt wurde. Es sei nämlich geplant, auch die fruchtbaren Ideen, Ansichten und eigenen Gedanken der Schriftsteller darin anzuzeigen. Das Augenmerk soll besonders auf den Zustand der Gelehrsamkeit in Schlesien und auf die schlesischen Schriftsteller gerichtet werden, wie es bereits früher versprochen war. Sogar eine inhaltliche Erweiterung ist vorgesehen: Nachrichten von Handschriften, herauszugebenden Werken und Berichte über Entdeckungen werden angekündigt, ja die Illustrierung des Blattes wird in Aussicht gestellt: „Ein Portrait eines berühmten Gelehrten in Kupfer gestochen wäre freilich eine neue Zierde vor dergleichen periodische Blätter." Allerdings erscheint es der Redaktion selber fraglich, ob ein Gelehrter sich auf diese Weise in die Gesellschaft werde einführen lassen. Tatsächlich ist dieses Vorhaben auch nicht verwirklicht worden.

In dem Vorwort der „Breslauischen Nachrichten" zum Jahre 1769 sind die schönsten Ansätze zu einem Kulturteil vorhanden: es wird eine volkstümliche Gelehrsamkeit versprochen, ebenso eine aufgelockerte, nicht wissenschaftlich überladene Aufmachung. Die praktische Ausführung, mag sie auch nicht allen entwickelten Grundsätzen entsprechen, verwirklicht diese neuen Pläne. Zunächst tritt die theologische Literatur, die bisher ganz nach der Gewohnheit der Zeit — und besonders durch Klose — sehr stark berücksichtigt worden war, auffällig zurück. An ihrer Stelle werden jetzt Werke über Geographie, Geschichte, Naturkunde besprochen, ja sogar unterhaltendes Schrifttum, Bücher über Kunst und Moralische Wochenschriften.

Die einzelnen Artikel sind mit Gründlichkeit und Sorgfalt geschrieben. Sie beschränken sich nicht nur auf eine Inhaltsangabe der besprochenen Werke. Häufig vervollständigen, ergänzen oder berichtigen sie die Ansichten der Buchverfasser.

Neben den Buchrezensionen enthält das Blatt auch allgemeine Artikel, etwa über eine gesellige Veranstaltung der ältesten Gesellschaft von Gelehrten an ihrem 50. Stiftungsfest (1769, 3. Juni 22. Stück), oder — wie versprochen — eine „Nachricht an die Liebhaber der Musik" in Form einer Ankündigung eines musiktheoretischen Werkes, das erst noch die Presse verlassen soll, ferner eine Aufforderung zur Subskription für Klopstocks „Deutsche Gelehrte Republik" (1773, Nr. 24, 24. Juli), neben den selbstverständlich wieder vorhandenen Meldungen aus den Kreisen der Gelehrtenschaft.

Korn erweiterte das Beiblatt also wesentlich, ohne daß es sich heute noch festlegen läßt, wen er als Mitarbeiter gewann. Sicherlich waren Breslauer Gelehrte, die in enger Fühlung mit den Breslauer Bibliotheken standen, häufig Verfasser der Beiträge [5]).

4.) Das Feuilleton der Empfindsamkeit.

Das erste Stück der „Breslauischen Nachrichten von Schriften und Schriftstellern" vom Jahre 1773 verkündet einen neuen Plan: die — nicht genannten — Herausgeber wollen von jetzt ab nicht mehr eigne Urteile abgeben, sondern — wie sie verkünden — die Aussprüche der besten kritischen Schriften wiederholen. Sie wollen zuerst die Bücher selbst lesen, dann die verschiedenen Berichte der Journalisten vergleichen und einen Auszug der Besprechung bringen, die an Unparteilichkeit und innerer Güte alle anderen übertrifft. Und dann folgt ein sehr wichtiger und aufschlußreicher Zusatz: „Sie arbeiten nicht für das schreibende, sondern für das lesende Publikum, nicht für den Gelehrten von Profession, sondern für den Dilettanten." Deshalb sollen die Leser keine Anzeigen von Werken erwarten, die nur in gelehrten Bibliotheken eine Stelle verdienen. Die Verfasser werden sich vielmehr auf populäre Schriften einschränken und glauben damit, einem beträchtlichen Teil des Lesepublikums einen Dienst zu erweisen, das von der Lektüre größerer Journale abgehalten ist und doch gern den Fortgang des Schrifttums beobachten will. Eine Aufforderung zur Mitarbeit schließt sich an: „ . . . vorzüglich ersuchen sie (die Herausgeber) die schlesischen Gelehrten, ihre neueren Broschüren und Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften in ihrer Gegend postfrey an den Verleger einzusenden" (BNvSuS. 23. Jan. 1773).

In zweierlei Hinsicht ist dieses Redaktionsprogramm von großer Bedeutung: einmal betonen die Herausgeber, daß sie entschieden den ge-

[5]) Das kann man aus einigen Besprechungen und Artikeln, etwa BNVSuS. 1769, 9. Stück, 1. März ersehen.

lehrten Artikel der Aufklärung ablehnen und ihre Beiträge an ein breites Lesepublikum richten. Damit bringen sie ein wesentliches journalistisches Element — die Publizität — herein. Und zweitens wenden sie sich bewußt dem schlesischen Geistesleben zu, das in so deutlicher Ausprägung bisher noch nicht hervorgetreten war. Damit bedeutet das Jahr 1773 einen wichtigen Einschnitt in der Entwicklung des Breslauer Feuilletons.

Während die Herausgeber sich also vom gelehrten Artikel abkehren, gestalten sie ihr Blatt auch auf anderen Gebieten aus. Schon die erste Nummer des Jahres 1773 enthält eine Theaterchronik mit der Begründung, daß „aus den angeführten Stücken, aus ihrer Aufnahme, aus der Beschaffenheit der Truppe die Polhöhe unseres theatralischen Geschmacks leicht abzumessen ist" (BNvSuS. 1773, 23. Jan.). Die neue Theaterchronik umfaßt immer nur etwa 10—25 Zeilen. Dabei werden mehrere Aufführungen zugleich abgehandelt, und knappe Bemerkungen berichten über das Stück, über die Vorstellung, die Schauspieler und die Aufnahme beim Publikum. Manche Formulierung ist gerade in ihrer Knappheit überaus treffend: „Die Rolle der Claudia wird verhunst" (Nr. 2, 30. Jan.), oder über ein Stück wird kurz und bündig geurteilt: „Es ist im Galleriegeschmack" (Nr. 3, 13. Febr.). Der „Beschluß der Theaterchronik", deren Verfasser wohl nicht mehr festzustellen sein wird, erscheint im Juni, als das Gastspiel der damals in Breslau weilenden Wäser'schen Truppe beendet war. Allerdings hatten die Schlesischen Berichte von Gelehrten Sachen schon früher ausführliche Kritiken gebracht, wie A. Schwerdt (S. 32 und 38 ff.) nachweist.

Die versprochene Auflockerung, die „Feuilletonisierung", um das Wort hier einmal zu gebrauchen, geht noch weiter: Gedichtbände werden besprochen und aus ihnen auch Gedichte abgedruckt, und in den literarischen Beiträgen überwiegen die Rezensionen von Büchern über Kunst, Literatur und Theater. Die einzelnen Artikel sind kurz und umfassen selten mehr als eine bis anderthalb Spalten. Auch mit der Operettenliteratur beschäftigen sich die Nachrichten (1773, 13. März Nr. 7), und ein Aktschluß einer Operette wird als Probe sogar abgedruckt. Bei einer Kritik der einheimischen schlesischen Literatur bleiben die Blätter jedoch nicht stehen. Ein — sicherlich nachgedruckter — Artikel „Litterärische Neuigkeiten aus Paris" plaudert über den Zustand der französischen Literatur und Schriftsteller, und nicht viel später (1773, 7. Aug.) berichtet ein Artikel „Neuigkeiten aus London". Im Vordergrund der Kritik steht die empfindsame Literatur der Zeit. Musikalische Nachrichten erfährt der Leser ebenfalls [6]), wie er auch über das Wiener Theater unterrichtet wird (1774, 30. April).

Die meisten Beiträge dürften wieder von schlesischen und Breslauer Verfassern stammen, ohne daß man diese Annahme anders als negativ beweisen kann: nachgedruckte Besprechungen werden nämlich mit dem Satz eingeleitet: „Folgende Rezension entlehnen wir aus einem fremden Blatt . . ." (BNvSuS. 1774 33. St. 10. Sept.).

[6]) So wird der Tod von Quantz (1773, 7. Aug.) gemeldet oder von neuen Plänen Glucks berichtet (1773, 4. Sept.).

5.) Der „Poetische Winkel" der Breslauischen Nachrichten.

Während bisher Gedichte höchstens bei der Besprechung eines Lyrikbändchens zur Erläuterung der Kritik zitiert wurden, ändert sich dieser redaktionelle Brauch im Jahre 1775 grundlegend. Im ersten Stück des neuen Jahres wird das noch nicht deutlich. Da erscheint — wie es bisher üblich — die Rezension eines Gedichtbandes von Karl Konrad Streit, dem verdienstvollen Gründer der 1785 herauskommenden „Schlesischen Provinzialblätter" [7]), dazu ein Gedicht „An Elisen" und mit dem Titel „Lyrische Blumenlese" ein weiteres Gedicht „Das ungetreue Mädchen" („Ich liebte nur Ismenen . . ."). Ganz neu ist jedoch vor allem die Einführung einer Rubrik „Poetischer Winkel", in dem sich zeitgenössische, zumeist empfindsame Lyrik ein Stelldichein gibt. Bezeichnenderweise enthält das zweite Stück ein tränenseliges Gedicht „Lotte bei Werthers Grabe" [8]).

Auch der übrige Teil der Nachrichten ist jetzt gegenüber früheren Jahrgängen sehr vielseitig. Die verschiedenen literarischen Richtungen der Zeit werden einer kritischen Betrachtung unterzogen, sodaß diese Beiträge später noch genauer untersucht werden sollen. Regelmäßige Theaterkritiken erscheinen freilich noch immer nicht, jedoch findet man Besprechungen wichtiger Neuaufführungen, oder einmal einen kurzen Nachruf auf eine Schauspielerin (1776, 16. März).

Diese Auflockerung des Inhalts und Lebendigkeit der redaktionellen Gestaltung hält jedoch nicht lange an. Am Ende des Jahres 1776 erscheint der „Poetische Winkel" nicht mehr. Wieder drängt sich in den Besprechungen die gelehrte Erbauungsliteratur vor, wieder werden Predigten besprochen. Es geht also zum großen Teil das verloren, was in dem kurzen Einbruch des empfindsamen Feuilletons erobert worden war. An die Stelle jener plaudernden Artikel über künstlerische Dinge des Auslands treten Beiträge wie „Mittel die Kinderblattern zu verhüten" (1779, 10. April).

Es bleibt die Frage zu entscheiden, wer an diesem Aufblühen der „Breslauischen Nachrichten" während der Jahre 1773—76 Anteil hatte. Der Verleger selbst dürfte es allein kaum veranlaßt haben, mag er vielleicht auch die eigentliche Leitung in der Hand gehalten haben. Heckel (Provinzialbl. S. 10) glaubt, daß Klose auch von 1769—1776 Herausgeber der Breslauischen Nachrichten, dem Nachfolgeblatt des alten gelehrten Artikels, gewesen ist. Das ist jedoch kaum möglich, da Klose in den Jahren 1774/5 eine andere Zeitschrift des Kornverlages redigierte und er wohl kaum zwei Blätter nebeneinander geleitet haben dürfte. Streit spricht in seinem Schriftstellerverzeichnis nur von einer Mitarbeit Kloses bis zum Jahre 1771 (Streit S. 76). Ich glaube vielmehr, daß der junge Arzt Karl Friedrich Lentner, der Herausgeber der „Schlesischen Anthologie" (1773/4), wesentlichen Einfluß

---

[7]) Über Streits Leben und Werk: Heckel, Provinzialbl., S. 16 ff.

[8]) München kennt diese Neuerung erst seit dem Jahre 1781, wie Hauschild festgestellt hat. Dort enthält der „Poetische Winkel" nicht nur Gedichte, sondern auch moralisierende Unterhaltungsbeiträge meist in anekdotischer Form.

auf die Breslauischen Nachrichten hatte. Allerdings erwähnt Streit nur einige medizinische Rezensionen Lentners in dem Blatt für das Jahr 1774. Sein Lexikon geht jedoch über dieses Stichjahr nicht hinaus. Lentner, der 1746 geboren ist, war in den Jahren 1773 zunächst Mitherausgeber einer Sammlung wöchentlicher moralischer und literarischer Unterhaltungen „Das Kränzel" (Klawitter: Verzeichnis, Nr. 44), ferner der „Breslauischen Unterhaltungen", die im Jahre 1774 wieder eingingen. 1775 beginnt der „Poetische Winkel" in den Breslauischen Nachrichten, und mit dem 26. Stück des Jahres 1776, das auch ein Gedicht „Auf den verstorbenen Herrn Doktor Lentner" enthält, hört er auf. Noch im gleichen Jahre hat die lebendige Anteilnahme des Blattes an den geistigen Strömungen der Zeit plötzlich nachgelassen. Die Vermutung einer direkten Mitwirkung Lentners bestärkt sich durch einen Vergleich des „Poetischen Winkels" mit den Gedichten der „Schlesischen Anthologie" [9]). Lentner hat gerade für die Einführung und Entwicklung der anakreontischen Lyrik in Schlesien viel getan. Heckel — Provinzialbl. S. 11 — setzt sogar das Wiedererwachen der schlesischen Dichtkunst in das Jahr 1773, in dem die Anthologie herauskam. Zahlreiche, etwas klingelnde, leichtgeschürzte Reime des Poetischen Winkels ähneln Gedichten der Anthologie, und viele Reime und Gedichte empfindsamen und anakreontischen Inhalts deuten auf die gleichen Verfasser. Ganz auffällig ist außerdem, daß in den Besprechungen der Breslauischen Nachrichten während der Jahre 1775/76 in großem Maße Anthologien, Lyrikbände und Blumenlesen bevorzugt werden. Aus diesen Gründen darf man einen Einfluß Lentners auf das Blatt mit Sicherheit annehmen.

Der spätere Herausgeber der Provinzialblätter Streit war von 1773—74 an den Breslauischen Nachrichten tätig [10]), während wiederum Lentner auch in den Provinzialblättern mit einigen nachgelassenen Gedichten vertreten ist. So dürften wohl auch die Breslauischen Nachrichten aus einer Art literarischer Zusammenarbeit dieser beiden Männer entstanden sein. In Streits Provinzialblättern verdient sich später der junge Schall seine theaterkritischen Sporen. Wir stellen also hier eine gerade Linie fest von den Breslauischen Nachrichten über die Provinzialblätter zu dem Redakteur der Breslauer Zeitung, eine Linie, die Veranlassung gab, die Zeitschriften — entgegen der sonst üblichen zeitungswissenschaftlichen Gewohnheit — in den Kreis dieser Betrachtungen einzubeziehen.

In den achtziger Jahren segeln die Breslauischen Nachrichten wieder im alten Fahrwasser: Aufklärungs- und Nützlichkeitsliteratur steht im Vordergrund. Mitte der achtziger Jahre geht das Beiblatt ein, und am 29. Juli 1786 tauchen im Hauptblatt der Zeitung anschließend an die Inserate die „Gelehrten Nachrichten" wieder auf. Meist enthalten sie Buchbesprechungen und Ankündigungen von beschränktem Interesse, sodaß von diesen erstarr-

[9]) Vgl. z. B.: „An Chloen", Poet. Winkel 3. Juni 1775 und „An Chloen" 1. Sammlg. Anthologie S. 153.

[10]) Heckel, Provinzialbl. S. 16 hat diese Tatsache bereits festgestellt.

ten Formen also für die breitere Öffentlichkeit keine neuen Anregungen ausgehen konnten.

6.) Das Feuilleton der Zeitschriften.

In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zieht sich überall in der deutschen Presse das literarische und geistige Leben der Zeit in die Zeitschriften zurück. Hauschild hat diese Beobachtung in München gemacht und betont, wieviele Linien von den Zeitschriften aus in das spätere Feuilleton der Zeitungen führen. In der Entwicklung des Breslauer Feuilletons kann man das gleiche feststellen. Deshalb muß die wichtigste Zeitschrift, die neugegründeten „Schlesischen Provinzialblätter", ganz kurz in ihren Feuilleton-Elementen betrachtet werden [11]). Streit, der Gründer, bezog nahezu alle Erscheinungsformen des Feuilletons in sein Programm ein. Bereits die erste Nummer enthält einen ausführlichen Theaterbericht, in dem u. a. die Vorstellung von Schillers „Kabale und Liebe" erwähnt wird (11. Februar 1785). Doch bald werden die Berichte knapper und beschränken sich mehr auf die Chronik der einzelnen Aufführungen und Stücke (Heckel, S. 128). Bedeutungsvoller wird die Theaterkritik erst wieder durch die heftigen Angriffe Karl Friedrich Heinrichs gegen die Wäsersche Schauspielertruppe und vor allem in ihrer Blütezeit vom Jahre 1803 ab, als Schall das Amt des Theaterkritikers übernahm (Heckel, S. 136).

In den übrigen Beiträgen der Provinzialblätter, mögen sie auch Zeitschriftencharakter tragen, findet man eine stärkere Beschäftigung mit den künstlerischen und literarischen Richtungen der Zeit, wie sie dann im Zeitungsfeuilleton des 19. Jahrhunderts ihren Platz hat. Es erscheinen sogar durchaus nicht gelehrte, sondern journalistisch aufgelockerte, heimatgeschichtliche Abhandlungen und historische Beiträge von Karl Adolf Menzel; außerdem werden literarische Aufsätze gebracht, so aus der Feder von Manso, Garve, Fülleborn, Heinrich. Alle diese Beiträge stehen auf einer achtunggebietenden Höhe. Sogar die Musik wird berücksichtigt: Bürde, der Haus- und Hofdichter der Provinzialblätter, schlägt in einem Schreiben recht kurios eine «mehr ästhetische Anordnung des Haydn'schen Oratoriums „Die Schöpfung"» vor (45, 265).

Auch einige andere Zeitschriften müßten in diesem Zusammenhang genannt werden. Jedoch sei hier nur als besonders charakteristisch und bedeutend der „Breslauische Erzähler" erwähnt, den Fülleborn in den Jahren 1800—1803 herausgab. Auch für dieses Blatt hat Schall in seiner Jugend Beiträge geliefert und sich später hin und wieder auf den ersten Herausgeber berufen.

---

[11]) Die geschichtliche Entwicklung und literarhistorische Bedeutung der Provinzialblätter hat Heckel mit Gründlichkeit dargestellt.

7.) Das Feuilleton der Schlesischen Zeitung bis 1806.

Nach den Zeiten politischer Hochspannung während der schlesischen Kriege, die natürlich Zeiten der Überfülle des politischen Nachrichtenstoffes waren, mußte sich jetzt die Schlesische Zeitung ihre Leser auf eine andere Weise zu erhalten suchen. Das konnte sie nicht mehr allein durch die Zuverlässigkeit ihres Nachrichtenmaterials. Deshalb berücksichtigt die Redaktion in ausgedehnterem Maße das unterhaltende Feuilleton, ohne daß allerdings das Blatt durch Originalartikel ein eigenes Gesicht bekommt.

„Da die Zeitung nun nicht immer was Neues schreiben kann, so hat man sich vorgenommen Auszugsweise geographische Nachrichten von andern beyzufügen," liest man in Nr. 79 vom 8. Juli 1765 in der Schlesischen Zeitung. Es folgt ein Artikel „Aus Kamschatka, einer Landschaft bey Sibirien" in mehreren Fortsetzungen, der die verschiedenen Hochzeitsbräuche jener fernen Landschaft behandelt. Diese Aufsatzreihe ist nur der Auftakt zu einer weiteren deutlichen Durchsetzung des ganzen Nachrichtenteils mit Elementen der Unterhaltung. Die Zeitung bekommt nach der Fülle des kriegerischen Stoffes ein sehr friedliches Aussehen. Selbst in dem rein politischen Teil erscheinen unterhaltsame Nachrichten, etwa von einem listigen Dieb, dem der Bestohlene törichterweise sogar noch beim Stehlen behilflich ist (SPZ 1771 Nr. 103). In zahlreichen Fällen geht der Weg zu diesen unterhaltsamen Anekdoten, die sich bis in den Unterhaltungsteil der modernen Tageszeitungen fortgesetzt haben, über die verschiedenen Formen der Nachricht, wie sie Hauschild bei seiner Untersuchung unterscheidet. In den allermeisten Fällen jedoch dienen sie dazu, über ihren Nachrichtencharakter hinaus das Bedürfnis nach Neuem, nach „Sensationellem" beim Leser zu befriedigen.

Neben nützlichen Artikeln („Etwas über das Baden" 7. Juli 1788 oder „Gemeinnützige Nachrichten" 15. September 1788) findet man nur selten eigentliche Nachrichten aus dem Kunstleben, etwa — am 20. August 1792, Nr. 98 — unter der Rubrik „Kunstnachrichten" einen zweispaltigen, langen Bericht über die von dem Breslauer Hofrat Bach geleitete königliche Provinzialkunstschule in der schlesischen Hauptstadt, deren Arbeiten dem Minister Grafen von Hoym gelegentlich seines Breslauer Besuches überreicht wurden. In diesem Bericht werden auch die Schüler aufgezählt, die sich besonders auszeichneten.

Nachdem im Zuge der Reformen des Verlegers Unger in der Berliner Vossischen Zeitung im Jahre 1802 Garlieb Merkel als Theaterkritiker herangezogen worden war, kündigt die Schlesische Zeitung nicht viel später eine Art Theaterchronik unter dem Titel „Theater in Breslau" an (SPZ 13. Februar 1805). Sie will unter dieser Überschrift eine Geschichte der Breslauer Bühne liefern, „die alle bei derselben vorfallenden Veränderungen, die Aufführung neuer Stücke und was sonst irgend das Publikum interessieren kann, treu und vollständig enthalten soll". Allerdings erscheinen zunächst nur laufend die Spielpläne des Theaters für mehrere Tage bis zu einer Woche ohne eine eigentliche kritische Stellungnahme.

Im folgenden Jahre tauchen dann sehr interessant geschriebene Theaterkritiken und Bemerkungen auf. Der erste Artikel „Dramaturgische Rhapsodien über das Breslauische Theater und dessen Verhältnis zur Kunst und ihren Freunden" ist in der Nummer 98 vom 16. August 1806 enthalten. Auch hier blieb wohl das Berliner Vorbild maßgebend, obwohl versichert wird: „Nicht sowohl das Beispiel anderer Zeitungsinstitute als vielmehr die Überzeugung, daß es dem hiesigen Publiko für Kunstbeurtheilungen weder an Empfänglichkeit noch dem Verhältnisse, in welchem unsere Bühne zur Kunst und ihren Freunden steht, an Interesse fehlt, wird der Versuch, einen stehenden Theaterartikel zu liefern, rechtfertigen und zugleich die Bereitwilligkeit bezeugen, den Wünschen vieler gleichgesinnter Theaterfreunde durch dessen Aufnahme ein Genüge zu leisten".

Trotz dieser etwas umständlichen Einleitung sind die Artikel in einem überaus scharfen, witzelnden Ton gehalten, voll Ironie und einer mitunter fast beleidigenden Bissigkeit. Sehr seltsam ist folgender Zusatz in der Einleitung: „Der Person der Schauspieler, Direktoren und Dramaturgen ist der Schriftsteller keine andere Rücksicht schuldig, als die staatsbürgerliche, welche das Landrecht bestimmt und dem Verfasser dieser Bemerkungen zu genau bekannt ist, um sie je verletzen zu können. Was das Gesetz nicht verbietet, ist der Kritik bürgerlich erlaubt." Am Schlusse der Theaterartikel stehen sehr häufig „Notizen", meist über Bühnenereignisse, oder es findet sich auch einmal eine abfällige Kritik eines Deklamatoriums. Der Verfasser nennt sich in den „Dramaturgischen Rhapsodien" vom 22. September 1806, in denen er einen heftigen Streit mit Garlieb Merkel ausficht. Es ist Dr. Grattenauer, ein Breslauer Justizkommissar, der später in der Breslauer Zeitung sehr viel wirtschaftspolitische Beiträge veröffentlichte und dessen theaterkritische Tätigkeit A. Schwerdt (S. 51 ff.) bereits untersucht hat[12]).

Als letzte Ausläufer des „Gelehrten Artikels" des 18. Jahrhunderts erscheinen in der Schlesischen Zeitung im Jahre 1804 „Literarische Nachrichten", die jedoch nur noch Buchanzeigen der Verleger enthalten.

8.) Krieg und Nachkriegszeit.

Das Neujahrsgedicht des Jahres 1806 begann in der Schlesischen Zeitung mit unheilschweren Stanzen, in denen es heißt:

„... Ist das Geschick der Völker nun entschieden?
Kein Heil für sie zu hoffen mehr? kein Frieden ..."

Der folgende Krieg änderte auch das Gesicht der Zeitung. In den unglückseligen Wirren blieb häufig die Post aus, der wichtigste Nachrichtenträger der damaligen Zeitungen. Deshalb schrieb die Zeitung am 22. Nov. 1806: „Da die eingetretenen Zeitumstände und der gehemmte Postenlauf es unmöglich machen, den Lesern dieser Zeitung Nachrichten über politische Ereignisse gegenwärtig mitzuteilen: so werden so lange, bis diese Umstände sich geändert haben werden, andere interessante Notizen die Stelle der

[12]) Näheres über Dr. Grattenauer s. Oehlke S. 55 ff.

politischen Neuigkeiten vertreten." Der allgemeine Stoff aus den verschiedensten Gebieten wächst in diesen Monaten überaus stark an. Jedoch ist diese Änderung in der inhaltlichen Gestaltung des Blattes nur ein Ausnahmezustand, der in keiner Weise richtunggebend für die weitere Entwicklung des Feuilletons wird. Denn schon im folgenden Jahr, als sich der Posteinlauf wieder geregelter abwickelte, ist die redaktionelle Aufmachung der Zeitung die gleiche wie früher. Der Krieg und die schmachvollen Zustände der Zeit kommen jetzt ständig in den zahlreichen Zeitungsmeldungen von der Übergabe der schlesischen Festungen zu Wort. Am 10. Januar 1807 bringt die Zeitung die „Capitulations-Punkte von Breslau", kurz darauf auch zweisprachig. Die da und dort auftretenden „Vermischten Nachrichten" verraten vorläufig allzu deutlich, daß sie nur Flickwerk sind zur Auffüllung der Spalten.

9.) Das ästhetische Zwischenspiel.

Gerade bei der Entwicklung des Feuilletons kann man immer wieder die Beobachtung machen, daß der Anstoß zu neuen Gedanken nicht so sehr in der Institution „Zeitung" oder den geistigen Bestrebungen der Zeit zu suchen ist, als bei den Männern, die sie machen. Darum muß auch für jene kurze Periode von nur knapp einem Vierteljahr, in der sich innerhalb des Jahres 1810 in der Schlesischen Zeitung ein Feuilleton mit ausgeprägten Zügen ausbildet, der Grund ebenfalls weniger in der allgemeinen Zeitentwicklung gesucht werden als in der Persönlichkeit des Dr. Heidemann, der das Feuilleton damals leitete[13]). Am 6. Januar 1810 beginnt er mit einer Theater-Anzeige, einer ausführlichen Kritik des „Tell". Schon in diesem Beitrag macht sich die Tendenz bemerkbar, ein richtiges Feuilleton — und nicht nur die Theaterkritik allein — in die Zeitung einzuführen. Außerdem spürt man sofort, daß ein überaus feinsinniger Schriftsteller diese Besprechung geschrieben hat. Dieser Eindruck verstärkt sich immer mehr, wenn man seine weitere Tätigkeit verfolgt. Bald schreibt Heidemann nicht nur literarisch-ästhetische Theaterkritiken, sondern steuert auch Silbenrätsel bei, schreibt Gedichte und zahlreiche philosophische Abhandlungen, die zwar nicht alle unterzeichnet sind, aber nur von ihm stammen können[14]). In der Zeit nach dem empfindsamen Feuilleton und dem „Poetischen Winkel" waren allgemein nur Gelegenheitsgedichte erschienen. Es ist sehr bezeichnend für Heidemann, daß er mit dieser Gewohnheit bricht und reine Lyrik in die Zeitung einführt.

Jedoch schon nach knapp drei Monaten nimmt Dr. Heidemann bedauernd Abschied von seinen Lesern. Nur noch bis zum 1. April 1810 könne er die Redaktion der Theateranzeigen und der literarischen Aufsätze fort-

---

[13]) Über Heidemanns Bedeutung als Theaterkritiker vergl. Schwerdt, S. 55 ff.

[14]) Als Beispiel sei genannt „Einige Worte über die Freuden der Fantasie. Eine poetische Ansicht", 28. Febr. 1806.

führen, da er den Sommer über außerhalb Breslaus weilen werde. Damit endet das ästhetische Zwischenspiel eines äußerst gepflegten und kultivierten Feuilletons, das durch seinen Redakteur zwar bedeutsam ist und daher bei der Untersuchung der inneren Bedingungen des Feuilletons noch einmal betrachtet werden soll, das aber nicht weitergewirkt hat.

*

Das Feuilleton der Nachkriegsjahre verrät keine einheitliche Linie. Eine kurze Notiz sei erwähnt (SPZ. 1. Okt. 1810), die besagt, daß der Kgl. Preuß. Kapellmeister Weber am 27. Sept. in der Aula Leopoldina ein Konzert gab, „indem Herr Weber mehrere seiner hier noch nicht bekannten Kompositionen von ausgezeichnetem Werth ausführen ließ". Der Wunsch nach einer Wiederholung des Konzertes, der geäußert worden war, konnte nicht erfüllt werden, da Webers Abreise nach Leipzig bereits festlag. Auch Theaterkritiken erscheinen vorübergehend wieder in den Jahren 1811 und 1812. Die Besprechungen stammten wohl von Kapf, dem Verfasser einer Theaterzeitschrift, der auch in dieser Zeit einige andere Artikel in der Schlesischen Zeitung veröffentlichte.

Nach dem großen Befreiungskampf, der von Breslau ausgegangen war, ist Schlesien stolz auf die Rolle, die es bei der gewaltigen Volkserhebung spielen durfte. Das Neujahrsgedicht des Jahres 1815 in der Schlesischen Zeitung gibt der freudigen Erregtheit und Begeisterung Ausdruck:

„Es war bei Dir, wo deutscher Freiheit Werde
Zum wachen Volk Gott und dein König sprach;
Hier ward das Schwerdt, hier ward das Kreuz erhoben,
Hier scheiterte des Völkermörders Toben."

Doch es dauerte nicht lange, bis jenes „Bewußtsein reicher Kraft", die erwartungsvolle politische Hochstimmung des Schlesiers, wieder vergangen war, und die erzwungene geistige Wandlung kann nichts trefflicher kennzeichnen als ein Vergleich dieses Neujahrsgedichtes mit dem des Jahres 1818, das die Verse enthält:

„Schaut friedlich hinein in das eigene Herz,
Dort strahlet Euch goldener Zeiten Erz."

Zwar hatte während der Kriegsjahre das politische Geschehen auch dem unpolitischen Teil der Zeitung seinen Stempel aufgedrückt, doch bald kam das Feuilleton wieder in das alte Gleis der trockenen Nachrichtenzeitung. Die „Vermischten Nachrichten" dieser Jahre sind wenig reichhaltig und tragen meist einen sehr allgemeinen Charakter. Theaterkritische Beiträge findet man in dieser Zeit nicht. Hin und wieder bringt die Zeitung einmal ein — sicherlich nachgedrucktes — Reisefeuilleton (z. B. „Das Innere von Afrika", 20. April 1818), oder einen an sich recht interessanten Bericht von zwölf Zeilen über die Entdeckung eines „heidnischen Begräbnishügels" in Schlaupe bei Neumarkt (SPZ. 30. Okt. 1819) sogar mit dem Versuch einer

Datierung: die „herrlich geformten Gefäße . . . können wohl 1500 Jahre alt seyn . . . Sie haben zum Theil große Ähnlichkeit mit den Etrurischen und werden von jedem Kenner bewundert —“ [15]).

Im Ganzen jedoch trägt die Zeitung und besonders das Feuilleton immer noch das Gepräge der alten, überholten Nachrichtenzeitung, die nicht mehr den Anforderungen der Zeit genügte. Diese an einer längst überwundenen Entwicklungsstufe stehengebliebene Haltung forderte geradezu zur Gründung einer nach modernen Grundsätzen redigierten Zeitung heraus, und das Urteil, das Steffens (Bd. 8. S. 430) über die Schlesische Zeitung fällte, sie sei zu einer „unglaublichen Armseligkeit herabgesunken“, ist durchaus zutreffend.

Der Verleger scheint vorläufig immer noch die Zeitung allein redigiert zu haben, denn bis zum 29. Juli 1819 erscheint die Zeitung ohne „Impressums“, also ohne Angabe des verantwortlichen Redakteurs, des Druckortes und der Erscheinungsweise. Vom 30. Juni 1819 an wird am Schluß der Zeitung, am Ende des Anzeigenteils, eine Art Impressum gesetzt, jedoch nur mit den näheren Angaben der Erscheinungsweise — bisher dreimal wöchentlich — und des Vertriebs, allerdings noch immer ohne Nennung eines verantwortlichen Schriftleiters.

Die Nummer 130 vom 3. November 1819 nennt dann zum ersten Male den Namen eines „Verantwortlichen“. Es ist ein „Redakteur Buhler“, der jedoch nur bis zum Ende des Jahres zeichnet. Im Jahre 1820 erscheint zunächst Dr. Herrmann im Impressum, bis die Nummer vom 21. Juni 1820 als verantwortlichen Redakteur Professor Dr. Rhode nennt. Der Verleger war anscheinend recht stolz auf diesen Mann, denn sein Name wird in einem auffälligeren Schriftgrad gesetzt, als der seiner Vorgänger.

Korn übertrug diesem Manne in einem für sein Blatt sehr kritischen Jahre die Redaktion. Denn seit dem 1. Januar 1820 war der bisher einzigen politischen Zeitung in Breslau eine Konkurrentin entstanden, die ihr sehr gefährlich zu werden drohte.

B. Karl Schall, der Schöpfer des biedermeierischen Feuilletons.

10.) Die „Neue Breslauer Zeitung“ und ihr Redakteur.

Die junge Konkurrentin der „Schlesischen priviligierten Zeitung“ war die von dem Breslauer „Freudenmarschall“, Lustspieldichter und Literaten Karl Schall im Jahre 1820 gegründete „Neue Breslauer Zeitung“. (Im weiteren Verlauf der Untersuchung stets „BZ.“ abgekürzt.) [1]) Eigentlich war der Zeitpunkt für eine Zeitungsneugründung wenig glücklich gewählt: die Karlsbader Beschlüsse des Jahres 1819 lähmten jede freie politische Mei-

[15]) Für eine briefliche Mitteilung, daß dieser Artikel von Büsching stammt, bin ich Herrn Dr. Hans Jessen besonders dankbar.

[1]) Über die Gründung der Breslauer Zeitung vergl. Oehlkes ausführliche Arbeit. Literatur über Schall in einer recht vollständigen Zusammenstellung bei A. Schwerdt (S. 69, Anm. 4).

nungsäußerung und legten den schon bestehenden Blättern spürbare Fesseln an. Doch diese äußeren Umstände kamen Schall nur entgegen. Er hatte garnicht die Absicht, eine politische Zeitung zu gründen und dürfte wohl auch den Zwang der Zensur recht wenig empfunden haben. Er verlegte sich in seiner Zeitung auf ein Gebiet, das bisher von der Schlesischen Zeitung sehr stiefmütterlich behandelt worden war: auf das Feuilleton. Durch seine Wesensart dafür geradezu vorherbestimmt, wurde er so der eigentliche Schöpfer des Breslauer Feuilletons, wurde er der Breslauer Jules Janin lange vor dem französischen Feuilletonisten. Er selbst und seine Zeitung sind ein Stück des Breslauer kulturellen Lebens.

Als Schall sein Blatt gründete, wollte er nicht nur — neben der Besserung seiner stets mißlichen Finanzlage — seinen schlesischen Landsleuten „das Weimarer Werk und die romantische Gesinnung nahebringen" (Meunier S. 68), sondern damit auch — nach Laube — die Zeitung modernisieren. Das ist deutlich in seinem Gesuch an den Staatskanzler von Hardenberg zu bemerken (Oehlke S. 25/26). Und dieses Vorhaben hat er durchgeführt: Schall hat das Breslauer Zeitungswesen modernisiert und damit zugleich das gesamte schlesisch-breslauische Leben der Zeit überhaupt.

Schalls journalistischer Werdegang hatte ihn durchaus zur Rolle des Neuerers befähigt. Er war frühzeitig Mitarbeiter an Breslauer Zeitschriften geworden — so an Fülleborns „Breslauischem Erzähler" — und gab zusammen mit Professor Menzel von 1810—1812 den „Neuen Breslauischen Erzähler" gleichsam als Nachfolgeblatt der alten Füllebornschen Zeitschrift heraus, außerdem später während seiner Tätigkeit an der Breslauer Zeitung mit Holtei zusammen die „Deutschen Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater".

Hier wie überall bewies er seine Fähigkeit, eine Zeitschrift lebendig, anregend und interessant zu gestalten, besonders in seinem „Neuen Breslauischen Erzähler". Doch eines fehlte ihm: die beständige Tatkraft und der Eifer, eine schriftleiterische Tätigkeit auch dann, wenn der Reiz der Neuheit verflogen war, mit der gleichen Hingabe fortzuführen. Er war — das betonen die Zeitgenossen immer wieder — zu wenig zielbewußt. Die Umwälzungen im Breslauer Pressewesen, die tatsächlich auf ihn zurückzuführen sind — und zwar nicht nur auf dem Gebiet der bisher öfters untersuchten Tagestheaterkritik — hat er mehr mit der Nonchalance eines reichbegabten, übersprudelnden Geistes, als mit Bewußtheit und Voraussicht vorgenommen. Seine literarische Zeitschrift, die „Deutschen Blätter", schien sich unter seiner und vor allem Holteis Leitung eine führende Stellung unter den schöngeistigen Journalen der Zeit erobern zu wollen: mit ihren Mitarbeitern wie Eichendorff, Immermann, Wilhelm Müller, Willibald Alexis und nicht zuletzt Schall und Holtei konnte sie sich schon sehen lassen. Aber nach Holteis Weggang, der — wie er bekennt — einen großen Teil der redaktionellen Arbeit allein besorgte, ging sie bald wieder ein. Schall hatte das Interesse verloren, und im literarischen Leben Breslaus besaß kein Mann die geistige Überlegenheit, das Journal fortzusetzen.

Diese knappe Charakterisierung von Schalls Wesen, die später noch vervollständigt werden soll, soweit die überaus zahlreichen Beurteilungen Schalls seit Laube, Kahlert und Holtei, von Steffens bis in die jüngste Zeit zu Heckel und Schwerdt nach der journalistischen Seite zu ergänzen sind, mußte hier an den Anfang gestellt werden. Erst dadurch werden die neuen Formen des Feuilletons und die äußeren Bedingungen seines Werdens klarer. Denn im Grunde haben sie ihre Ursachen eben in diesem eigenartig vielseitigen, niemals ruhenden, ständig sich wandelnden Wesen des dicken Breslauer Freudenmarschalls, an dem man immer wieder die verschiedensten Züge betrachtet hat, ohne ihn in seiner Gesamtheit erschöpfend erkennen zu können. Es ist deshalb auch nicht möglich, in dem knappen eineinhalb Jahrzehnt, in dem Schall die Breslauer Zeitung leitete, eine durchgehend klare Entwicklung herauszufinden. Man kann nicht sagen: Schall hat diese oder jene Neuerung im Feuilleton eingeführt, etwa die Theaterkritik oder die „Miszellen". Diese Erscheinungsformen sind auch schon früher in den Breslauer Zeitungen und Zeitschriften feststellbar. Das umwälzend Neue seines Feuilletons liegt in seiner großen Begabung, alles, was er anfaßte, mit seinem ganzen Wesen zu erfüllen. Und das Wesen dieser aus Geist und Wohlbeleibtheit gemischten, echt schlesischen Persönlichkeit war reich und überquellend genug.

Darum setzt sich auch die erste Nummer seiner Zeitung am 1. Januar 1820 als etwas ganz Neues von den früheren Breslauer Presseerzeugnissen ab. Ein Vergleich mit der alten „Schlesischen Zeitung" aus der gleichen Zeit läßt deutlich werden, daß hier das Breslauer Zeitungswesen den entscheidenden Schritt vom 18. ins 19. Jahrhundert getan hat. Die Nachrichtenzeitung war überlebt, Schall setzte an ihre Stelle ein im wesentlichen vom Feuilleton her bestimmtes neues Blatt und traf damit den Ton, mit dem er die Sucht nach der Neuigkeit bei den Menschen dieser romantisch-biedermeierischen Epoche in Breslau und Schlesien befriedigen konnte. Innerhalb des Feuilletons aber brachte er die Theaterkritik zu einer bisher noch nicht erreichten Blüte. Seine Tätigkeit als eigentlicher Begründer der Theaterkritik in Breslau wurde bereits mehrfach Gegenstand eingehender Untersuchungen, sodaß hier nur das nachgetragen werden soll, was als Ergänzung zur Kenntnis seiner Tätigkeit auf anderen Gebieten des Feuilletons wichtig erscheint.

In seinem neuen Blatt schüttet Schall eine Fülle unterhaltsamsten Stoffes aus, wie ihn die Breslauer und Schlesier vorher noch nie in einer politischen Zeitung gelesen hatten. Zwar steht nahezu in allen Nummern des ersten Jahrganges das Theater im Vordergrund, denn Schall nimmt immer wieder mit erstaunlicher Vielseitigkeit und mit großem Scharfsinn zu irgendeinem Problem des Theaters Stellung. Doch ebenso wichtig, fast noch wichtiger für die journalistische Entwicklung ist die Auflockerung des politischen Nachrichtenstoffes der Breslauer Zeitung mit unterhaltsamen, plaudernden, anekdotenhaften Meldungen. Schall läßt in derartigen geistvollen Arabesken seiner ganzen Vorliebe für den Witz, für das spritzige Wortspiel, das

pikante Anekdötchen (vergl.: BZ. 1820, Nr. 11) volle Freiheit und führt jene Linie des 18. Jahrhunderts, die in den zahlreichen Anekdoten der 70er Jahre begonnen hatte, zu einer journalistischen Höhe, wie sie nur ein wirklich begabter Feuilletonist erreichen konnte. In Nr. 14 des ersten Jahrganges erscheint erstmalig die Rubrik „Miszellen". Unter dieser Überschrift läßt Schall, der „Schnurrpfeifer", wie er sich nennt, seinem übersprudelnden Temperament die Zügel schießen. Seine Leser aber waren sicherlich sehr erfreut darüber und dürften seine Beiträge mit größtem Vergnügen gelesen haben. In den ersten Monaten läuft noch eine andere Rubrik „Allerley" nebenher, die mehr ein Sammelplatz für witzige Anekdoten und allerhand Lebensweisheiten zu sein scheint, während die „Miszellen" in der Hauptsache Kultur, Technik und Erfindungen berücksichtigen. Doch bald erscheinen alle feuilletonistisch aufgezogenen Meldungen nur noch unter der Überschrift Miszellen, soweit sie nicht in den skurrilen Fußnoten und Randbemerkungen aus Schalls Feder zu Tage treten.

Neben der Theaterkritik erhält auch die Literaturkritik einen breiten Raum. Ebenso führt Schall ständige Besprechungen der Breslauer Kunstausstellungen ein und weiß sich dafür sehr sachkundige Mitarbeiter zu gewinnen. Bald erscheinen auch Konzertbesprechungen, die erste in Nr. 6. Allerdings ist sie mehr ein allgemeines Musikfeuilleton mit sehr kenntnisreichen, grundsätzlichen Ausführungen über die Aufführungspraxis der Zeit, über die neuen Komponisten und das neue Publikum. Zusammen mit den zahlreichen Rätseln, die Schall größtenteils selbst verfertigte, kann dieses bunte Gemisch von Theaterkritik oder richtiger gesagt Theaterplauderei, von Kritik auf anderen künstlerischen Gebieten, von „Miszellen" und „Allerley" bis zur Hälfte des nicht von Anzeigen belegten Druckraumes einnehmen. Die politischen Meldungen kommen dabei recht knapp weg.

Es wurde bereits gesagt: Schall war zu unstet. Gar bald erlahmt sein Interesse für das Theater, und schon im zweiten Vierteljahr zieht er sich etwas von seiner journalistischen Tätigkeit zurück. Prompt beschweren sich seine Leser darüber. Es dauert jedoch nicht lange, da hat Schall diese sommerliche Ruhepause, die dem Feuilleton anzumerken war, wieder überwunden. Bereits Ende August erscheinen in alter Frische und Länge die Theaterartikel aus seiner Feder. Bald führt Schall auch eine Art Lokalfeuilleton ein, d. h. er baut einen Lokalteil vom Feuilleton her auf und bringt interessante kurze Notizen über kulturelle Neuigkeiten: etwa, daß Frau Schröder, „die längst erwartete, lebhaft ersehnte", in Breslau eingetroffen sei (BZ. 1820, Nr. 149), oder es findet sich am 18. September die Nachricht, daß „der berühmte Bildhauer Thorwaldsen kurze Zeit in unserer Stadt verweilt und seine Reise nach Warschau gestern fortgesetzt" habe. Interessant ist dabei, daß diese Meldung eigentlich aus einem kleinen Interview entstanden ist, sodaß Schall einen erst viele Jahrzehnte später regelmäßig gepflegten Brauch bereits hier in sein Blatt aufnimmt. Besonders auffällig für den modernen Leser sind die vielen Gedichte an ständige Mitglieder der Breslauer Bühne oder an gastierende Größen der Zeit, sowohl aus der Feder des

reimfreudigen Redakteurs selbst als auch in unzähligen „Eingesandts". Hierin liegt soviel kulturgeschichtlich interessantes Material gerade für das Verhältnis von Leser und Zeitung, daß es später noch genauer betrachtet werden soll. Schall schreibt außerdem einen informatorischen Bericht über die Tätigkeit der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur und macht aus diesem an sich referierenden Artikel eine nette Plauderei, wenn er etwa von den Versammlungen der einzelnen Sektionen schreibt: „Der medizinischen möchte man wohl an den Puls fühlen, ob sie noch lebt, sie versammelt sich während zwei Jahren einmal."

Die Herausgeber — Schall hatte sich als Redaktionsgehilfen noch den später durch seine deutsche Literaturgeschichte bekannt gewordenen, damals in Breslau lehrenden Dr. Löbell gewonnen — sind im ganzen recht stolz auf ihre Arbeit und können es wohl auch sein. Bald jedoch müssen sie sich gegen anonyme Angriffe im „Freymüthigen" wehren (BZ. 1820, Nr. 43) und tun das mit betont stolzem Hinweis auf ihr Blatt, das sie noch weiter auszugestalten versprechen. Recht selbstbewußt pochen sie auf ihren Erfolg und unterstreichen besonders die Tatsache, daß sie keineswegs alles, was sie bringen, ausgeschrieben haben, sondern eigene Mitarbeiter mit Originalbeiträgen heranziehen. Das Verlagsgeschäft ließ sich wohl auch sofort gut an, sodaß die Zeitung nicht nur dreimal wöchentlich — wie angekündigt — sondern mit einer zusätzlichen, allerdings meist nur einen halben Bogen umfassenden Donnerstagausgabe erscheint.

So konnte Schall mit Befriedigung ein Jahresschlußgedicht auf das verflossene Jahr loslassen (BZ. 30. Dez. 1820):

„. . . . .
Theaterwelt und Welttheater,
Beschwatzt durch dich dein schwätz'ger Vater.
Mit Feder, Rothstift, Fleiß und Mühe
Sorgt er für dich so spät als frühe . . .
Sitzt als politisch krit'scher Doge,
Am Schreibtisch oder in der Loge . . .

Darauf zählt er die Freunde auf, die ihm bei seiner redaktionellen Arbeit behilflich sind und schließt:

„Nährt dich Frau Publikum als Mutter,
Mehrt auch Papachen dir dein Futter."

Schall hat also durchaus nicht nur die Theaterkritik und das Feuilleton allein bearbeitet, sondern sich auch um die politischen Meldungen und den politischen Nachrichtendienst bemüht. Freilich lag ihm — wie schon betont wurde — mehr an einer feuilletonistischen Auflockerung, an buntem Herausputzen und lesbarer Zubereitung, als an einer bewußten Gestaltung des politischen Ressorts. Ganz im Sinne der staatlich überwachten Pressepolitik der Zeit überwiegen bei ihm die amtlichen Artikel der Staatszeitung und die Meldungen aus den auswärtigen, vor allem aus den ausländischen Blättern. Ein paar Zeilen über Deutschland, meist recht unbedeutenden Inhalts, schließen sich im allgemeinen an. Häufig sind sie sogar aus fremden Blät-

tern entlehnt. In seinem sehr wacker königstreuen Neujahrsgedicht für das Jahr 1821 läßt Schall nur recht allgemeine Verse über den „frevelhaften Wahn" ausklingen in den höchst bezeichnenden Schlußsatz: „Laßt uns nur besser werden, so wird's auch besser seyn." Zwar wird von diesem Jahre ab fast durchgehend die Rubrik Deutschland mit an erste Stelle neben „Inland" und nach dem Artikel der Staatszeitung gesetzt (nicht erst in späteren Jahren, wie Oehlke es annahm), doch in ihrem Inhalt hat sich nichts geändert.

Mit Absicht wurde der erste Jahrgang von Schalls „Neuer Breslauer Zeitung" eingehender behandelt, damit die Neuerungen, die mit Schalls Blatt kamen, deutlich wurden. Die übrigen Jahrgänge können darum kursorisch und nur dann, wenn sie etwas Neues bringen, ausführlicher untersucht werden.

Wenn im allgemeinen die äußeren Bedingungen und Formen des Feuilletons in der Breslauer Zeitung, solange Schall ihr Gesicht bestimmte, die gleichen blieben, so hat sich doch der große Elan, mit dem der temperamentvolle Journalist seine neue Arbeit aufnahm, häufig wieder verflüchtigt. Schall hat sich mit der täglichen Kleinarbeit eines Redakteurs, die auch in jenen Tagen gefordert wurde, nicht recht befreunden können. Bereits im Sommer 1821 läßt er sich wieder einmal in seiner Tätigkeit als Theaterkritiker vertreten und gab sich auch sonst in seiner journalistischen Arbeit einer gewissen Bequemlichkeit hin. So fallen im Jahre 1822 die Theaterkritiken wieder weg. Das Feuilleton ist auf anderen Gebieten ebenfalls langweiliger geworden und hat von seiner Vielfalt manches eingebüßt. Schall, der ewig Beschäftigte, ewig Planende, war möglicherweise durch seine „Deutschen Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater", die er am 9. September 1822 in seiner Zeitung ankündigt, zu sehr in Anspruch genommen. Ende des Jahres 1822 erscheinen außerdem die ersten Anzeigen, mit denen Schall Vorlesungen und Vorträge über die Werke Shakespeares ankündigt, die dann am 12. Januar 1823 beginnen. Auch sie werden ihn wohl von seiner journalistischen und theaterkritischen Arbeit etwas ferngehalten haben.

Ständig scheint sich Schall jedoch jener Rubrik gewidmet zu haben, die ihm, dem amüsanten Plauderer, ganz besonders gelegen haben muß, den „Miszellen", dem „Kleinen Feuilleton", den „Geschichten aus aller Welt" oder wie wir heute jenen Teil nennen würden. Schall zieht immer mehr die feuilletonistischen Meldungen aus dem politischen Nachrichtenstoff heraus und vereinigt sie hier. Allerdings nimmt er bald die „Unglückschronik" mit auf, das heißt, er registriert die Mordfälle, Brandstiftungen und seltsamen Begebenheiten aus aller Welt, sodaß hier noch manches volkskundlich interessante Material für weitere Untersuchungen zur Verfügung steht. Die Miszellen bilden ein buntes Mosaik des Lebens. Größtenteils sind sie in kleinerer Schrift als der politische Teil gedruckt, manchmal sind sie kulturpolitisch gehalten, manchmal humorvoll anekdotenhaft oder naturwissenschaftlich. Dann berichten sie z. B. über medizinische Vorfälle und Errungen-

schaften und können bis acht Spalten der Zeitung einnehmen. Neben den zahlreichen Nachrichten über die Bühnengrößen der Zeit liest man öfters Anekdoten über Scott oder über Lord Byron. Nach dem Tode Napoleons sind die „Miszellen" voll von Meldungen über Memoiren des verstorbenen Kaisers, deren Echtheit teils angezweifelt, teils bestätigt wird [2]). Sehr häufig findet man Nachrichten über die Tollwut und Mittel gegen ihre Wirkungen, auch die seit jeher — sogar bis in die heutigen Zeitungen gehenden — Meldungen über Leute, die ein unvorstellbares, biblisches Alter erreichten. Ebenso zahlreich sind die Berichte über Scheintote, eine Frage, die überhaupt die Gemüter sehr beschäftigte.

In dieser Zeit beginnt Schall aus dem „Schlesischen Nouvellen Courir" des 18. Jahrhunderts kleine Meldungen neu abzudrucken, erstmalig am 17. Juli 1823 einen Bericht über das Fest des heiligen Ceslaus, der aus der alten Zeitung vom 17. Juli 1724 stammt. Aus ihr — so verkündet der Herausgeber — soll jetzt öfters den Lesern zur Vergleichung des „Heute zu Tage" mit dem „Vor diesem" etwas Kurioses mitgeteilt werden. Tatsächlich wird auch dieser Plan durch mehrere Nachdrucke längere Zeit hindurch verwirklicht.

Einen sehr breiten Raum nehmen außerdem die Buch- und literarischen Anzeigen der Breslauer Verlage ein, etwa ein „Ausführlicher literarischer Bericht über empfehlenswerte Werke und Schriften aus dem Verlage der Buchhandlung Josef Max u. Comp." (BZ. 5. November 1821, 20. November 1822). Jedes Buch wird durch eine kurze Einführung in Form eines „Waschzettels" angekündigt, der zur Unterrichtung des Lesers dient. Dabei werden auch Besprechungen aus Zeitungen und Zeitschriften angeführt. Die enge Verbundenheit von Dichtung, Buchhandel und Zeitung in Schalls Blatt kann man aus einem Beispiel ersehen: den Brauch, beim Tode eines berühmten Mannes einen Nekrolog zu veröffentlichen, übte Schall im allgemeinen sehr selten. So hatte er nur in drei Zeilen die Nachricht vom Tode Jean Pauls gebracht und in der Beilage unter den „Miszellen" eine Meldung über sein Begräbnis. Dagegen rückt der Breslauer Buchhändler und Verleger Josef Max in die Beilage vom 7. Dezember (Nr. 193, 1825) Briefe und einen kurzen Artikel über den verstorbenen Dichter ein, die Schall mit der Fußnote versieht: „Für diese güthige Mittheilung fühlen sich gewiß alle die, die Neue Breslauer Zeitung lesenden Verehrer und Verehrerinnen des verewigten jetzt zum Wonnesiedler gewordenen Wunsiedlers nicht minder verpflichtet als K. S." Max erwähnt 15 Briefe Jean Pauls, die meist an ihn persönlich gerichtet sind und zitiert in längeren Auszügen zahlreiche Stellen.

---

[2]) BZ. 1821, 30. Juli, 1. September, 3. September, ja noch bis 15. Januar 1823.

11.) Der Holteiskandal und Schalls Kampf gegen Birey.

Zwei große Theaterskandale — wie sie im Biedermeier überall so häufig sind — wecken Schall im Jahre 1823 aus seiner Ruhe. Der eine Skandal beginnt, als Holtei mit dem Breslauer Theater bricht, an dem er als Theaterdichter und Dramaturg und seine Frau als Liebhaberin engagiert waren. Den anderen verursacht Schall durch seinen ständigen Kampf gegen den Theaterdirektor Birey [3]).

Schalls kampflustiger Feder kamen diese Fehden gerade recht. Denn sie regten ihn zu vermehrter Tätigkeit an und bewirkten, daß im Jahre 1823 nach dem Holteiskandal die Zeitung wieder äußerst lebendig, geist- und witzsprühend ist. Das Theater rückt wieder mehr in den Vordergrund und gibt auch den Miszellen eine bestimmte Note. Schall hat allerdings die Lust an eigener theaterkritischer Tätigkeit etwas verloren. Umsomehr berücksichtigt er das Breslauer Musik- und Konzertleben in seinem Blatt, kündigt auch öfter Konzerte von gastierenden Virtuosen an (z. B. BZ. 14. Oktober 1823), oder führt sogar manche Konzertartikel mit den Überschriften „Breslauisch-Musisches" (18. November 1824) oder „Musikalisches" (9. Mai 1825) ein. Meist trennt er sie durch einen Strich von den übrigen Beiträgen.

Schall ist in den Jahren 1823 und 24 in seinem Feuilleton also wieder außerordentlich rührig, obwohl er sich Ende August 1824 zu nächtlicher Stunde einen Fuß vertrat und lange Zeit — wie er mehrmals gesteht — sein Blatt vom Bett aus redigieren mußte. Ende des Jahres — am 13. Dezember 1824 — tritt Schall eine Reise nach Berlin an, die er vorher in einem sehr deutlich herausgehobenen Inserat ankündigt. Gleichzeitig macht er bekannt, daß Professor Witte und ein Redaktionsgehilfe, der Prediger Eggeling, die Geschäfte währenddem besorgen werden. Witte faßt sein Amt sehr ernst auf und entschuldigt sich lebhaft, als einmal eine Nummer zahlreiche Druckfehler enthielt (BZ. 30. Dezember 1824). Schall gewann bereits auf seiner Berliner Reise die finanzielle Hilfe des späteren Besitzers der Zeitung, Eugen Baron von Vaerst (s. Oehlke, S. 65 ff.), und half sich so bei seiner Großzügigkeit in Geldangelegenheiten über pekuniäre Schwierigkeiten hinweg.

Die Vielseitigkeit von Schalls Feuilleton, die besonders in den Miszellen spürbar ist, liegt begründet in Schalls reichen Kenntnissen. Ergänzend kommt hinzu, daß der Redakteur eine große Zahl auswärtiger Blätter ständig verfolgte. Aus den Angaben der einzelnen Artikel ergibt sich folgendes Bild der in seiner Schriftleitung gelesenen Zeitungen, ohne daß damit vielleicht alle erfaßt werden konnten (allerdings ist es möglich, daß Artikel bereits aus zweiter oder gar dritter Quelle stammen). Schall las also außer der Schlesischen Zeitung und den Breslauer Zeitschriften selbstverständlich

---

[3]) Über diese bezeichnenden Fehden hat Oehlke, S. 51 ff. geschrieben, sodaß hier nur auf sein Buch verwiesen sei.

die Berliner Blätter (Voß und Spener, Staatszeitung), ferner die Berliner Estafette, die Berliner Allgemeine musikalische Zeitung, dazu das Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, ebenfalls Berlin, den „Gesellschafter", das Mitternachtsblatt, den Correspondent von und für Schlesien, den Oesterreichischen Beobachter, die Posener Zeitung, den Hesperus (Leipzig), das Literarische Conversationsblatt, den Rheinisch-Westfälischen Anzeiger, die Leipziger Zeitung, die Münchener Flora, die Dresdener Morgenzeitung, die Dresdener Abendzeitung, den Nürnberger Correspondent von und für Deutschland, den Pariser Etoile, die Gazette de France, den Constitutionel, den „Diable boiteux", das Journal du Commercis, den Englischen Courir und die Times. Wie man sieht, ist es eine sehr stattliche Zahl von Zeitschriften und Zeitungen, die von der Redaktion gelesen oder zumindest berücksichtigt wird. Die Schriftleitung ist denn auch sehr stolz darauf und bringt zu einer Miszelle, in der sie die Vergrößerung der Times auf sechs Columnen meldet, eine Fußnote: „Wir können diese Vergrößerung durch Ocularinspektion bestätigen, indem das einzige Exemplar der Times, welches nach Breslau und wahrscheinlich nach Schlesien kommt, an die Redaktion der Neuen Breslauer Zeitung gelangt, die sich hier zu diesem so theuren Blatte (es kostet hier an Ort und Stelle jährl. 116 Rtlr. Cour.) einige Mitleser und Mitzahler zu verschaffen gewußt hat und somit im Stande ist, manche Artikel daraus unmittelbar aus dem Englischen zu übertragen und aufzunehmen." Aus Anzeigen erfährt man, daß die Zeitung nicht nur bei der Times, sondern auch bei der Gazette de France und ebenso beim Constitutionel Mitleser hatte.

Schall bringt in dieser Zeit sehr häufig Rätsel, von denen nur das sehr nette Breslauer Silbenrätsel vom Neptunsbrunnen auf dem Neumarkt, im Volksmund der „Gabeljürge" genannt, angeführt sei:

„Wenn mit dem ersten Sylbenpaar sie sticht,
Scheut zarte Mädchenhand selbst wilde Thiere nicht,
Das zweite nennt, volksmäßig ausgesprochen,
Den, der sich heilig hat gestochen;
Das Ganze hat in Breslau seinen Stand,
Doch edler nannte man's in Rom und Griechenland."

Der Redakteur verwendet große Sorgfalt auf die Rätsel-Rubrik seiner Zeitung und führt im Juni und Juli 1825 als neue Rätselart die Rösselsprünge ein. Als er im August dann — anscheinend nur aus sommerlichem Phlegma — etwas mit seiner Rätselkunst zurückhält, bekommt er sofort Aufforderungen, seine Tätigkeit fortzusetzen. Das verspricht er dann auch am 11. August: „Der von mehreren Seiten sehr freundlich und dringend an mich ergangenen Aufforderung im Räthselaufgeben fortzufahren, soll übermorgen und sofort mit Grazie in infinitum genügt werden." Wie man aus Zeitschriften feststellen kann, erfreuten sich gerade diese Rätsel großer Beliebtheit unter den Lesern (vgl. BZ. 19. Okt. 1825).

Aus den Miszellen scheidet Schall im Jahre 1825 die „Unglückschronik" vorübergehend aus. Dafür berichtet er jetzt an dieser Stelle über kulturelle

Dinge und Ereignisse der Zeit. Außerdem will er die Miszellen mit dem Theaterartikel immer mehr zu dem machen, was „die Engländer in ihren politischen Zeitungen den Mirror of fashion (Spiegel der Mode) nennen". Darum bringt er auch, weil besonders die Damen diese Rubrik gern lesen, am 24. Juli 1824 zum ersten Male einen Modebericht und zwar in französischer Sprache mit der Begründung, daß er fürchte, in einem fremden Fache Übersetzungsschnitzer zu machen, und voraussetze, daß die Leserinnen, denen er den Artikel widme, einer Übersetzungshilfe nicht bedürften.

Wieder kehrt im Sommer 1825 Ruhe im Feuilleton ein, und die Meldungen über Pariser Hitze sind neben dem Bulletin der Naturwissenschaftlichen Sektion der Schlesischen Gesellschaft, das regelmäßig gebracht wird, und den Berliner Briefen die einzige Abwechslung in den „Miszellen". Doch wird die Sommerruhe bald überwunden und im ganzen kann das Feuilleton dieses Jahres zumal mit Schalls neuer Rubrik „Dies und Das und Das und Dies", die er im Herbst einrichtet, die jedoch bald wieder einschläft, dazu mit der starken Berücksichtigung der zeitgenössischen Dichtung — ein guter Artikel über russische Literatur, sogar mit dem Abdruck eines Gedichtes von Puschkin aus der Feder eines Breslauer Sprachlehrers Dr. Otto fällt auf (BZ. 17. Sept. 1825) — und der ausgedehnten Pflege des Rätselteils sehr gut bestehen.

Im Sommer des Jahres 1826 unternahm Schall wieder einmal eine — diesmal etwa zweieinhalb Monate dauernde — Reise nach Berlin, von der er sehr feinsinnige und geistvolle Theaterartikel und Berliner Briefe schrieb. Diese Berliner Artikel sind natürlich auch in Berlin gern gelesen worden, und der Berliner „Gesellschafter" hat sich mit ihnen und Schall befaßt. Schall verfehlt nicht, die ihn betreffenden „douceurs" in seiner Zeitung abzudrucken, protestiert jedoch in der Einleitung erst feierlichst gegen einige maliziöse Sticheleien des Berliner Blattes (BZ. 26. Aug. 1826). Der „Gesellschafter" hatte in seiner Nummer vom 23. August ein paar treffende Bemerkungen über den Breslauer Redakteur gebracht: „ . . . Besagter Schall ist ja bekanntlich einer der liebenswürdigsten, will sagen, inkonsequentesten Hagestolze", und ihn einen „wackeren Humoristen" genannt, an dessen Amüsements sich seine Leser amüsieren werden. Gleichzeitig freilich hatte er sich über Schalls amouröse Neigungen zu Madame Stich, einer Berliner Schauspielerin, und über seinen Leibesumfang lustig gemacht. Nach seiner Rückkehr aus Berlin hat sich Schall sehr von der redaktionellen Tätigkeit ferngehalten, sodaß man monatelang keine Arbeit aus seiner Feder findet.

12.) Das Feuilleton bis zu Schalls Tod.

Im Anfang des Jahres 1827 schreibt Schall, wie man aus den Anzeigen seiner dramatischen Vorlesungen ersehen kann, an seinem Lustspiel „Der Ersatz". Zwar beginnt er das neue Jahr auch schon mit neuen Plänen, kündigt am 11. Januar einen stehenden, wöchentlichen literarischen Artikel an,

der dann auch am 13. unter der Überschrift „Literarisches" tatsächlich erscheint, allein bald wieder ausbleibt. Überhaupt wirkt das Feuilleton im neuen Jahr ein wenig trocken. Schall pflegt vor allem die Rätselrubrik und muß sogar die Leserschaft auffordern, ihm nicht zu viele Rätselaufgaben einzuschicken, da er für längere Zeit durchaus versorgt sei. Am 2. April schreibt er einen Artikel, in dem er über die Schwierigkeiten spricht, gute Rätsel zu verfertigen. Zwischen Miszellen, die von der Berliner Stadtpost berichten oder vom Fruchtmarkt in Hamburg, einem weiblichen Kunstschüler und einem Konzert der Catalani, steht ein kurzer Nekrolog auf Beethoven, in dem aber eigentlich nur die Ehrungen aufgezählt werden, die dem verstorbenen Komponisten zuteil geworden waren. Werke Beethovens werden garnicht genannt, nur findet sich der Zusatz, daß sein Name neben dem Mozarts und Haydns stehe. Nach langer Pause bringt die Zeitung am 12. April 1827 endlich einmal wieder einen literarisch wertvolleren Artikel, in dem Schall ein Werk Jean Pauls bespricht, das der Verleger Max jetzt erst herausgebracht hatte (BZ. 12. April 1827). Außerdem ergreift er das Wort, um für die Kunstausstellung zu werben (BZ. 16. Juni 1827). Das wichtigste Ereignis dieser Jahre ist die Änderung der Erscheinungsweise, durch die auch einige kleinere technische Änderungen im Druckbild bedingt sind. Bereits am 3. Dez. 1827 kündigt der Verlag auf der ersten Seite an, daß von nun an das Blatt täglich erscheinen soll. Seit dem neuen Jahre 1828 lautet der Titel außerdem nur noch „Breslauer Zeitung" ohne den Zusatz „Neue".

Im Feuilleton macht sich seitdem eine auffällige Tendenz bemerkbar, die einzelnen Artikel zu rubrizieren. Neben dem Titel „Miszellen" erscheinen nunmehr öfters die Überschriften „Artistisches", „Musikalisches" und „Literarisches". Am 11. Juli 1828 findet man unter „Artistisches" wohl die erste Pressenotiz über Adolf von Menzel: „Die Kunstsektion der Schlesischen Vaterländischen Gesellschaft hat dem Schüler der Elementarschule Nro. 6 Adolf Menzel (Sohn des Steindruckerei-Besitzers Menzel) auf drei unter Nr. 69, 70 und 71 im Verzeichnis der diesjährigen Kunstausstellung aufgeführte Handzeichnungen, einen Preis zuerkannt und zustellen lassen. Wenn eine Auszeichnung der Art dem jungen Künstler stets Aufmunterung zu anhaltendem Fleiße und zum eifrigen Bestreben, immer mehr und mehr fortzuschreiten, seyn muß: sie ist auch eine ehrenvolle Anerkennung der Leistungen des Lehrers dieser Schule, Herrn Sander."

Im Herbst bringt die Zeitung in zwangloser Folge eine Artikelreihe „Findlinge zur Geschichte von Breslau. Aus Urkunden und Chroniken". In fortlaufender Numerierung werden interessante Abschnitte aus der Stadtgeschichte plaudernd behandelt. Die Anwesenheit des Königs in Breslau Mitte September 1828 wird ausgiebig in Gedichten gefeiert. Karl von Holtei erinnert in seinem Gedicht an die erhebenden Tage der Befreiungskriege, Schall schreibt ein „Lied der Weihe" (BZ. 11. Sept. 1828). Im ganzen jedoch entdeckt man auch in diesem Jahrgang keine gehaltvolle und abwechslungsreiche Gestaltung des Feuilletons.

Der neuen Theaterdirektion, die am 20. Dezember 1828 in der Zeitung ihr Programm bekanntgemacht hatte, stellt sich Schall recht wohlwollend gegenüber und erkennt ihre Anstrengungen an, besonders auf dem Gebiet der Oper. Darum übernimmt er auch hin und wieder persönlich die Theaterkritik, bei der er sich in letzter Zeit fast regelmäßig hatte vertreten lassen. Im übrigen bringt er es auch fertig, über ein und dieselbe Vorstellung Kritiken von zwei verschiedenen Verfassern in einer Nummer zu drucken (z. B. BZ. 23. Sept. 1829). Unter der Überschrift „Gnomisches" veröffentlicht Schall im neuen Jahr öfters kleine Sinnsprüche, wie am 10. Jan. 1828 den Wahlspruch seiner journalistischen Arbeit:

„Eine Zeitung
Ist keine Ewigkeitung."

Daneben erscheinen auch kurze Sprüche unter der Überschrift „Gelegentliches", die sich mit Breslauer Pressefehden befassen. So scheint folgender Spruch die Antwort Wilhelm Wackernagels, damals Theaterkritiker an der Breslauer Zeitung, auf Laubes Angriffe in der Zeitschrift „Die Freikugeln" zu sein:

„Ein Kugelregen
Kann eine Armee bewegen,
Aber ein Freikugelregen
Macht nicht eine Feder verlegen."
(BZ. 16. Januar 1829).

Am 25. September zeigt etwas verspätet in leicht überheblich-burschikosem Ton Heinrich Laube seine neue Zeitschrift „Aurora" an, über die der Breslauer Gymnasialdirektor und Literaturdozent Kannegießer (BZ. Nr. 222) und Schall (Nr. 227) eine lobende Empfehlung schreiben. Schall ermahnt dabei — wohl in weiser Erkenntnis — etwas väterlich: Herausgeber und Mitarbeiter mögen immer nur das bessere Publikum, das wissenschaftlich gebildet ist, im Auge behalten und nicht „an den niedrigen und unwürdigen Zänkereien geringer Blätter Gefallen finden". Schall kannte also den Ton der Breslauer Zeitschriften recht gut. Nett und ganz seinem Wesen entsprechend sind wieder Besprechungen des Konzertes, das der berühmte Geiger Paganini im Juli gab. Schall erzählt unterhaltsam: „ . . . Am größten aber war die Hitze und Referent ganz aufgelöst in Schweiß und Wonne" (BZ. 27. Juli 1829).

Nachdem in den ersten vierzehn Tagen des Jahres 1830 in der Beilage noch die Jahreszahl 1829 stehen geblieben war, wird sie dann endlich entfernt. Schall hat in dieser Zeit wieder nur sehr unregelmäßig über das Theater berichtet; er erhält deshalb auch einen vorwurfsvollen Brief, den er abdruckt: „Liebste Zeitung! . . . Aufrichtig gesprochen — Zeitung! — Du jammerst mich, daß Du so lange im schlichten Gewande Deiner Politica und Miszellen herumgegangen bist, ohne einige ergötzliche Theaterartikel und anderweitige Memorabilia, als Blonden, Garnituren, Marabouts, Federn usw. auf- und anzutun" (BZ. 3. Juni 1830). Dafür hat Schall eine

neue Rubrik eingeführt, eine „Bücherschau", die sogar diesmal längere Zeit hindurch erscheint.

Im Sommer 1830 finden wir Schall wieder einmal in Berlin, wo er sein altes Leben fortsetzt. Er schreibt unterhaltsame feuilletonistische Artikel über die Königstädter Oper (19. Juni) oder das französische Theater in Berlin. Eine Extra-Mitteilung berichtet über das Abschiedsfest Holteis und seiner Frau gelegentlich ihres Ausscheidens aus dem Verband des Königstädter Theaters. Schall hat natürlich bei dieser Gelegenheit wieder fleißig gedichtet und den Scheidenden herzliche Abschiedsworte gewidmet. Ferner plaudert er über seine zahlreichen literarischen Bekanntschaften, oder er bringt einen langen Auszug aus dem „Gesellschafter" über Caspar Hauser, für den er um finanzielle Unterstützung bittet (BZ. 15. Juli 1830). Er stellt in seinen gründlichen Theaterartikeln gern Vergleiche an zwischen dem Breslauer und Berliner Publikum. In Berlin — sagt er — klatschen auch „Männer von hohem Stand und hoher amtlicher und menschlicher Würde" Beifall, ohne sich dadurch etwas zu vergeben. „In Breslau ist das anders: Wer da nicht mehr galoppiert — auf Bällen nämlich — klatscht und bravo't in der Regel auch nicht mehr im Theater." Diese Berliner Mitteilungen sind geistreich und flott hingeworfen, dabei jedoch gründlich und ohne Schalls sonst übliche Überschwänglichkeiten. Bald jedoch läßt der Redakteur aus Berlin nicht mehr viel von sich hören. Nur an der französischen Julirevolution nahm er Anteil und hatte sogar die Staatszeitung mit den Meldungen über die revolutionären Ereignisse durch eine Sonderstaffette seinem Breslauer Blatt zugehen lassen (9. August 1830).

Das neue Jahr 1831 beginnt mit einer Plauderei „Die Silvesternacht". Sie ist auf Grund der politischen Ereignisse des vergangenen Jahres ein wenig trübsinnig und pessimistisch. Ausrufe wie „Wehe dem Menschengeschlechte! es taumelt heftig!" klingen in den Wunsch nach Frieden für die aufgeregte Menschheit und in jenen Satz aus „Vor allem laßt uns besser werden, dann wird's besser seyn", den Schall schon früher in ähnlicher Weise geprägt hatte.

Am 1. Juli erscheint auf der Titelseite die erste offizielle Nachricht über die Cholera, und medizinische Artikel unterrichten weiterhin dauernd über den Stand der Krankheit oder die Behandlung erkrankter Personen. Eine Meldung „Reine Luft im Theater" berichtet davon, daß auch das Theater täglich desinfiziert wird. Die große Angst vor der schrecklichen Seuche lähmte das geistige und gesellige Leben der Stadt sehr. Sogar im Feuilleton dieses Jahres fällt eine gewisse Dürftigkeit auf.

Schall war während seines Berliner Aufenthaltes ernstlich krank geworden, und sein altes Brustleiden hatte sich sehr verschlimmert. Am 27. Juni berichtet er in einer Anzeige von Berlin aus von seiner Krankheit. Er gedachte bereits Ostern zurückzukehren, sieht sich aber nun gezwungen, eine Brunnenkur vorzunehmen, die seine Rückreise nach Breslau verzögert. Als kranker Mann trifft er dann nach langer Abwesenheit, aber noch im gleichen Jahre in Breslau ein. (Er war also im ganzen nur etwas über 1 Jahr —

und nicht, wie Oehlke annimmt, zwei Jahre — in Berlin). Nur selten findet man jetzt Artikel aus seiner Feder, höchstens in ein paar netten Anmerkungen spürt man einen Abglanz seiner früheren journalistischen Lebendigkeit. Die Zeitung bespricht jetzt nur die bemerkenswertesten Bühnenereignisse.

Der Begriff Aktualität hatte noch immer recht biedermeierische Formen, und ein Rezensent des Haydnfestes in Breslau, das zum hundertsten Geburtstage des Komponisten veranstaltet wurde, entschuldigt die Verspätung seines Berichtes mit dem treuherzigen Hinweis, „daß es, wo von einem hundertjährigen Zeitraum die Rede ist, auf ein paar Tage früher oder später eben nicht ankomme" (BZ. 9. April 1832). Die Bücherschau der Zeitung wird ständig fortgesetzt, jedoch verliert sie, da Schalls Besprechungen fehlen, sehr an Reichhaltigkeit. Schöngeistige Literatur wird eigentlich garnicht behandelt; im allgemeinen sind es meist wissenschaftliche Werke, die einer Würdigung unterzogen werden.

Schalls Neujahrsgedicht für das Jahr 1833 ist voll ahnungsvoller Schwermut:

„. . . .
Wer weiß, wozu das Jahr und er in ihm erkoren!
. . .
Wie hoch am heutigen Tag die Festesleier strebt,
Es weiß kein Leiermann, ob er noch morgen leiert."

Im Sommer des Jahres wird Schall ernstlich krank, sodaß er ständig ans Bett gefesselt ist. Trotzdem nimmt er noch auf seinem Krankenbett Anteil am Theater, druckt eine Besprechung aus Hilschers Theaterchronik ab, der er weiteste Verbreitung wünscht, und richtet ein kräftiges Donnerwetter aus seinem Krankenzimmer an seine Leser über den „Unfug und das wahrhaft pöbelhafte Benehmen und den abscheulichen Parterreton" eines Teiles des Publikums bei der Aufführungs von Kleists „Käthchen" (BZ. 11. Juli 1833).

Im August 1833 macht der Tod dem qualvollen Leiden des damals erst Dreiundfünfzigjährigen ein Ende. Am 20. August erscheint auf der ersten Seite ein zwar nur kurzer, doch würdiger Nachruf: „Welch ein warmer und treuer Freund Schall seinen Freunden, ein wie lieber Gefährte er Bekannten und Fremden war, welch ein lebendiger und tief einsichtiger Anteil für alles Bedeutende in Geschichte, Literatur und Kunst in ihm lebte und wirkte, wie Ausgezeichnetes er selbst schaffend leistete . . . , das ist hier in seiner Vaterstadt wohl den meisten bekannt . . . . Was aber minder bekannt ist, möge hier mit einem ehrenden Wort erwähnt werden, daß der Verewigte bei jahrelangen unnennbaren Leiden, die ihm den Schlaf keiner Nacht und fast nie einen freien Atemzug gestatteten, sich den Muth einer edlen Ergebung, ja die Kraft eines männlichen theilnehmenden Geistes zu bewahren wußte, und daß er im ernsten Rückblick auf ein bewegtes Leben, dessen Verirrungen er reuig erkannte, und in christlichem Vertrauen auf Gottes Gnade, festen Blickes dem Tode seit langem entgegensah . . ."

Nach Schalls Tod ändert sich am Bild der Zeitung kaum etwas. Durch seine Abwesenheit von Breslau während seines Berliner Aufenthaltes und durch seine lange Krankheit hatte er sowieso nicht mehr viel an der Gestaltung der Zeitung mitgewirkt. Daher näherte sie sich immer mehr dem etwas farblosen Nachrichtencharakter der Schlesischen Zeitung. Zwar schrieben die von Schall gewonnenen Mitarbeiter noch hin und wieder Artikel, aber es fehlte eine leitende Hand, die ihre Arbeit systematisch für das Blatt einsetzte. Im Grunde konnte von dem journalistischen Stil Schalls die Entwicklung auch nicht weitergehen. Denn unter seiner Leitung war die Zeitung noch nicht von ihrem Redakteur und dessen persönlichen Eigenheiten zu trennen. Sie war noch keine überpersönliche Macht, die sie erst wurde, als sich allgemein die Auffassung von den politischen Zielen und Aufgaben der Zeitung durchsetzte.

Bis zum Ende des Jahres 1833 erscheint die Zeitung, ohne daß im Kopf ein verantwortlicher Redakteur genannt wird.

13.) Schalls engere Mitarbeiter.

Die Bedeutung Schalls für das Breslauer Feuilleton liegt besonders darin, daß er mit sicherem Blick und der ihm angeborenen Fähigkeit, sich in Gesellschaft zu bewegen und Freunde zu gewinnen, ausgezeichnete Mitarbeiter für sein Blatt heranzuziehen wußte. Meist waren es Mitglieder des Breslauer geistigen Lebens der Zeit. Bereits bei der Gründung seiner Zeitung gewann er als Mitredakteur den später als Professor in Bonn sehr bekannt gewordenen Dr. Löbell (vergl. auch Oehlke S. 31/2). Löbells Tätigkeit für die Zeitung mag sich vor allem auf die mehr organisatorische Seite bezogen haben; er dürfte so etwas wie der „Chef vom Dienst" bei dem für den geregelten Dienstbetrieb nicht immer ganz aufgelegten Hauptschriftleiter gewesen sein. Ein mit Lb. unterzeichneter Artikel über die „Preußische Königswürde" (BZ. 1820. Nr. 11) dürfte von ihm stammen. Auch in der literarischen Beilage kündigt er öfters die Wiener Jahrbücher der Literatur an. Diese wenigen Artikel zeigen gründliche Gelehrsamkeit und sind in ausgesprochen wissenschaftlichem Stil geschrieben.

Zu Schalls ausgedehntem Freundeskreise gehörten auch Professoren der Breslauer Universität, die er sich sofort als Mitarbeiter für seine Zeitung zu gewinnen wußte. Der bekannte Germanist Friedrich Heinrich von der Hagen beginnt bereits im ersten Vierteljahr — in Nummer 34 — mit seinen Breslauer Lokalplaudereien, die er im gleichen Jahre ständig fortsetzt und dann unter dem Titel „Wanderungen durch das alte Breslau" zusammenfaßt. Mit dem Stolz auf die reiche Vergangenheit der Stadt verbindet sich in ihnen eine starke deutschbewußte Haltung. In den ersten Jahren schreibt von der Hagen neben einigen kleineren Artikeln über künstlerische Angelegenheiten auch aus dem reichen Schatze seines Wissens heraus Kunstkritiken über die regelmäßigen, erst kurz vorher eingerichteten Breslauer

Ausstellungen. Seine Besprechungen wurden von den Zeitgenossen sehr anerkannt. Als er einmal im Jahre 1823 auf einer Forschungsreise ist und seine Kritiken deshalb ausfallen, schrieb die „Breslauische Modenzeitung" (1823, Nr. 25, Seite 203): „Allgemein wird von Künstlern und Liebhabern bedauert werden, daß Herr Professor von der Hagen, ein Kenner von ebenso gründlicher Wissenschaft wie von edlem Geschmack, ausgebildet auf weiten Reisen, innig vertraut mit allem Erhabensten und Schönsten, was die große Mutter Kunst in ihren verschiedensten Schulen gelehrt und geschaffen, ein Schriftsteller zugleich von geistreicher Darstellungsgabe, verhindert durch eine gelehrte Reise durch Niederlande, Frankreich und England, nicht . . . . eine Beurteilung der hiesigen Ausstellung hat . . . . liefern können."

Neben wenigen, nicht gerade bedeutenden Artikeln aus der Feder des berühmten Naturphilosophen Henrik Steffens ist vor allem die Mitarbeit des ersten schlesischen Vorgeschichtlers Professor Büsching zu erwähnen, der 1810 nach Schlesien gekommen war, um die Archive und die Kunstgegenstände der säkularisierten Stifte und Klöster zu verzeichnen und im Jahre 1823 ordentlicher Professor der Altertumswissenschaft an der Breslauer Universität wurde. (Vergl. Schlesische Lebensbilder IV, 288 ff. Breslau 1931.) In Nummer 49 des ersten Jahrganges beginnt er mit einem informatorischen Artikel über den „Verein für schlesische Geschichte, Altertümer und Kunst", dessen Gründer er war. Kurz darauf folgt ein längerer Artikel in zwei Fortsetzungen über die Altertümersammlung der Breslauer Hochschule (BZ. 1820 Nr. 62) und ein Ausgrabungsbericht von Funden beim Straßenbau („Heidnische Alterthümer bei Wohlau", 3. Juni 1820). In einem späteren Aufsatz (29. Oktober 1821) weist er eine von der Spenerschen Zeitung aufgeworfene Frage, ob die bei Brauchitschdorf gefundenen Glasperlen auch tatsächlich antik sein möchten, als unberechtigt sehr energisch zurück. Er vergleicht die Funde mit italienischen Stücken und bringt einen genauen Ausgrabungsbericht. Vertretungsweise hat er im Jahre 1823 auch die Kunstkritik übernommen.

Schalls Vertreter während seiner Berliner Reise im Jahre 1824/5, Professor Karl Witte, wurde bereits genannt. Unter dem Pseudonym Filodemo Licio, das in einer „Miszelle" vom 5. Februar 1823 erklärt wird, übernimmt er im Jahre 1824 das Amt eines Kunstkritikers, das er bereits in Schalls „Deutschen Blättern" des Vorjahres innehatte. Schall fühlt sich im Juni 1824 veranlaßt, Witte für „seine so wohlgeschriebenen, gehaltreichen, und seine kunstrichterliche Competenz so entschieden erweisenden Artikel über die Kunstausstellung" seinen Dank auszusprechen (Nr. 97).

Die Musikkritik stammt sehr häufig aus Schalls Feder, jedoch vermochte sich der Redakteur durch seinen großen Bekanntenkreis auf diesem Gebiet sachverständige Mitarbeiter heranzuziehen. Zunächst erscheinen eine Reihe Besprechungen mit dem Zeichen X, darunter einige spitzfindig-philosophierende Betrachtungen über den Unterschied von Kennern und Dilettanten (28. Okt. 1820), über eine „Don Juan"-Aufführung mit der Sängerin

Grünbaum als Gast (14. August 1820), ferner ein sehr eingehender und gründlicher Artikel über das „Alexanderfest" von Händel, das am 22. Oktober 1820 in Breslau aufgeführt wurde. Die Beiträge enthalten ästhetische Untersuchungen über die Tonkunst, verbunden mit eigenwilligen musikgeschichtlichen Ansichten und rein gefühlsmäßigen Einführungen in die Werke. Die Kritik über das Alexanderfest wird in der Leserschaft nicht günstig aufgenommen, und bereits einige Nummern weiter (Nr. 195) veröffentlicht die Zeitung ein Eingesandt:

„Dank! Händel Dir, durch Dich ward Licht!
Was durch Herrn X? — Das weiß man nicht."

Münzer hat in seiner Breslauer Konzertgeschichte (S. 32/33) Professor Braniss, der damals den Lehrstuhl für Philosophie an der Breslauer Universität innehatte, als Verfasser dieser Artikel genannt[4]).

Einige Besprechungen von Konzerten reisender Virtuosen — etwa des Konzerts des damals sehr berühmten Geigers Lipinski (BZ. 28. Juli 1821) oder der Brüder Bohrer (29. Okt. 1821) — stammen von Leberecht Benthley. Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich der 1836 gestorbene Justiz-Kommissarius Stöckel (vergl. BZ. 26. Nov. 1836). Besonders die Lipinski-Besprechung fällt durch ihren krausen, überschwenglichen Stil auf, der noch barocker und seltsamer ist als der Schalls.

Am längsten schrieb in Schalls Blatt der im Breslauer Musikleben sehr bedeutende Musikdirektor Mosewius, der auch ein persönlichre Freund des Redakteurs war. Mosewius war 1788 in Königsberg geboren und kam 1816 nach Breslau (Münzer S. 32). Hier leitete er die Singakademie und war vor allem im Theater tätig. In Nummer 41 des ersten Jahrganges schreibt er in einem an Schall adressierten Brief eine abfällige Beurteilung eines Rossinischen Werkes. Allerdings arbeitet Mosewius nicht regelmäßig an der Zeitung mit, sein Urteil indessen wird von den Breslauer musikalischen Kreisen stets anerkannt. Anfangs schreibt er unter dem in griechischen Buchstaben gesetzten Pseudonym „m + ph" später unter dem Zeichen P. B., dessen Sinn Schall selbst nicht erklären kann. Später verkündet Mosewius, daß sich hinter dem Zeichen die Wörter Philomusus Borussicus verbergen (BZ. 1. Nov. 1936 Nr. 256).

Einer der ersten und auch bekanntesten Mitarbeiter Schalls für das Theaterreferat ist der schlesische Dichter Carl von Holtei, damals noch junger Anfänger auf den Brettern des Breslauer Theaters. Schon in Nummer 41 des Jahrgangs 1820 ficht Holtei — der sich durch Schalls und Lewalds Vermittlung bereits vorher an kleineren Tagesblättern journalistisch betätigt hatte (vergl. Holtei, „Vierzig Jahre") — einen literarischen Streit mit einem Dr. Franz Rudolph Hermann aus, der ihn einen Primaner genannt und seine lange Gestalt verspottet hatte. Holtei fühlte sich — wie er ausdrücklich betont — durch die Herabsetzung als Dichter und Schauspieler nicht gekränkt, jedoch will er den Angreifer verklagen, sollte er es noch

[4]) Über Braniß s. Steffens VII S. 20.

einmal unternehmen, den Menschen in ihm zu beleidigen. Während einer kurzen Abwesenheit von Breslau entschloß sich Holtei, der Bühne zu entsagen. Aber im Winter des gleichen Jahres ist er bereits wieder in Breslau und verfertigt ein zwar gut gemeintes, aber sehr holperiges Triolet an einen gastierenden Tenor mit der immer wiederkehrenden Zeile „Den Sänger preis't man im Gesang!" und dem Schlußausruf: „Du preisest Dich in Deinen Tönen!" Schall hatte bereits ein paar Kleinigkeiten aus Holteis Feder lobend und aufmunternd anerkannt (BZ. 1820 Nr. 39/43), als Holtei im Herbst des Jahres 1821 für einige Zeit die Theaterkritik übernahm. Auf Grund seiner Besprechung vom 21. November 1821 entfacht er in den Spalten der Zeitung einen kleinen Streit über die Bedeutung Voltaires. Holtei schließt diese öffentlich ausgefochtene Meinungsverschiedenheit energisch mit einer ablehnenden Erwiderung (Nr. 187). Auch am Rätselteil wirkt er mit (1820 Nr. 69) und schreibt später unter der Überschrift „Literarisches" eine Besprechung der „Lieder der Griechen von Wilhelm Müller", in der er Müller den ausgezeichnetsten deutschen Liederdichtern zuzählt.

Nach seinem Krach mit der Breslauer Bühne geht Holtei nach Berlin (vergl. „Vierzig Jahre"), bleibt jedoch auch weiterhin Schalls Freund, der seinen Lebensweg ständig mit kurzen Notizen in der Breslauer Zeitung verfolgt. Von Berlin aus schreibt Holtei zahlreiche Berliner Briefe für Schalls Blatt, und da er während seines Aufenthaltes in dem Wiener Geselligkeitsklub „Ludlamshöhle" wegen seiner Breslauer Thaterkämpfe den Namen „Hudltei, Schirmherr der Abbruzzen" erhalten hatte, sind die Briefe mit der Chiffre H. S. d. A. gekennzeichnet. Selbstverständlich plaudert er fast ausschließlich über die Berliner Theaterverhältnisse. Auch von seiner späteren Pariser Reise schickt er der Zeitung einen Bericht über die Aufführung eines Lustspiels „Le hussard de Felsheim", das in Neurode und Breslau spielt (BZ. 19. April 1827).

Schall hat überhaupt großen Wert darauf gelegt, aus der Hauptstadt Preußens eigene Berichte und Briefe zu erhalten. Schon am 10. Mai 1820 erscheint eine eigene Correspondenz — wie ausdrücklich betont wird — über den Bau des neuen Schauspielhauses. Holtei konnte der Zeitung seine brieflichen Meldungen aus Berlin nicht regelmäßig zugehen lassen, da er selbst im Theaterleben tätig war. Schall bedauert das sehr (BZ. 19. Mai 1825), setzt aber hinzu, daß er sich einen ebenfalls landsmännischen Schreiber solcher Briefe zu werben gewußt habe, der allmöchentlich eine Mitteilung schicken werde. In dem vielerlei unterhaltsamen Theaterklatsch, den der neue Correspondent berichtet (BZ. 19. Mai 1825 ff.), erscheint auch einmal eine kurze Meldung über Holteis dramatische Vorlesungen in Berlin und ihren großen Erfolg. Nach einem knappen Jahr hören auch diese Briefe wieder auf. Aus einer „Neuen brieflichen Mittheilung aus Berlin" am 1. Okt. 1828 ersieht man, daß Schall sich wieder um einen Correspondenten bemüht hat. Der neue Mitarbeiter leitet seine Artikel mit den Worten ein: „Sie verlangen Berichte für ihre Zeitung, Herr Redakteur, und stellen sich in dem deshalb an mich gerichteten Briefe, als ob es wunder wie leicht wäre,

diesem Verlangen zu genügen. Warum haben denn, frag' ich, zwei Ihrer früheren Berliner Correspondenten die Feder niedergelegt, ehe ein Jahr verstrichen war? . . ." In ihrem Stil sind diese mit R. unterzeichneten Artikel wesentlich zurückhaltender. Meist teilen sie nur Ereignisse mit, ohne über sie spritzig oder überschwenglich zu plaudern.

Bei der Breslauer Bühne ließ sich Schall in seinem Amt als Theaterkritiker häufig vertreten. Er war in der Wahl dieser Vertreter nicht allzu vorsichtig, und deshalb ist die Zahl der Kritiker an der Breslauer Zeitung während seiner Redaktionszeit recht groß, ohne daß heute immer feststellbar ist, wer sich im einzelnen hinter den verschiedenen Abkürzungssignaturen verbirgt. Es seien darum auch nur die genannt, die längere Zeit tätig waren. Seit 1828 bespricht Hermann Michaelson nahezu regelmäßig jede Woche die Ereignisse des Breslauer Theaters in einer etwas trockenen Art. Schall hat ihn aufgefordert — wie er in einer Fußnote berichtet —, und am 4. Januar 1828 erscheint die erste Kritik mit diesem Namen, nachdem bereits in den früheren Jahren unbekannte Kritiker gelegentlich tätig waren. Schall wirft nur hin und wieder ein paar Bemerkungen in die Artikel seines neugewonnenen, theaterkritischen Mitarbeiters ein. Nach einem Jahr hören die Besprechungen jedoch wieder auf, und der Herausgeber kündigt darauf einen Haupt- und einen Nebenreferenten an, wobei er sich wohl für seine Person das Amt des Hauptreferenten vorbehalten hatte, während er als Nebenreferenten den später berühmt gewordenen Germanisten Wilhelm Wackernagel gewann. Dessen erster Artikel erscheint am 1. Januar 1829, unterzeichnet W. W., und am 3. Januar lüftet Schall in einem Nach-, Vor- und Für-wort die Signatur. Er stellt auch den jungen Theaterkritiker etwas näher vor als den früheren theaterkritischen Mitarbeiter der Berliner Staffette, der schon seine „Gedichte eines fahrenden Schülers" ein Jahr vorher habe erscheinen lassen. Schall setzt außerdem hinzu, daß für die Wahl eines neuen Theaterreferenten Breslau nur eine „unglaublich beschränkte Wahl" biete. Wackernagel schreibt eine sehr gute und verständige Kritik, die auch scharf ist, aber dabei im allgemeinen recht sachlich und begründet bleibt; natürlich wird ihm besonders aus den Künstlerkreisen heftig widersprochen, wenn er zu deutlich getadelt hat. Er wehrt sich darum mit folgendem Spruch unter „Gnomisches":

„Die Ihr undankbar
Mir übel Langeweil und Müh' vergeltet,
Frisch tobet nur zu und scheltet,
Ich bleib unwankbar.
W. W."

Wackernagel hat auch Rätsel (2. April 1829) und andere Artikel, etwa über alte Glasmalerei (16. Juni 29), für das Feuilleton geliefert.

Im gleichen Jahr zog Schall den jungen Studenten Heinrich Laube, damals Kandidat der Theologie an der Breslauer Universität, zur Mitarbeit heran, ohne daß über dessen Anteil am Breslauer Journalismus völlige Klarheit herrschte. Selbst die neuere Untersuchung der Breslauer Theater-

kritik von A. Schwerdt geht an diesem sicherlich sehr interessanten Kapitel des journalistischen Lebens in der schlesischen Hauptstadt vorbei. Ebenso sagt Oehlke, dessen Bemerkungen über das Feuilleton nur sehr allgemein sein können, daß sich Laubes Anteil an der Breslauer Theaterkritik nicht mehr feststellen lasse (S. 70). S. D. Stirk hat in der Einleitung zu seiner Ausgabe ausgewählter Kritiken Laubes auch nur die kurzen, bereits bekannten Angaben benutzt: Laube habe für Schalls Breslauer Zeitung und nach seinem Streit mit Schall für die Schlesische Zeitung Theaterkritiken geliefert (S. XI). Trotz dieser wenig positiven Angaben hat doch eine genauere Durchsicht der Zeitungsbände weiteres Material ergeben, das allerdings erst einer eingehenden Behandlung in einer gesonderten Untersuchung unterzogen werden kann. Hier sollen nur die für die Entwicklung des Feuilletons wichtigen Ergebnisse stehen.

Zunächst ist Laubes Tätigkeit an der Breslauer Zeitung durchaus nicht so umfangreich und wichtig, wie man es bisher eigentlich erwartet hätte. Schall hat den jungen Studenten wohl zum Journalisten gemacht, aber Laube hat seine journalistischen Fähigkeiten viel länger der Schlesischen Zeitung zur Verfügung gestellt. Darum sind auch seine späteren Besprechungen in der Schlesischen Zeitung, die bisher zum großen Teil noch garnicht bekannt waren und die noch einige Aufschlüsse über seine Entwicklung und seinen Einfluß auf das Breslauer künstlerische und geistige Leben geben können, wichtiger. Im ganzen stellen die Kritiken in den Breslauer Zeitungen zusammen mit den die gleichen literarischen Grundsätze vertretenden Korrespondenzen für den „Planeten", von denen Houben ausführlicher spricht, das Bindeglied in Laubes journalistischem Werdegang dar zwischen den ersten tastenden, jugendlich unreifen Versuchen der „Aurora"-Zeit und den bereits Anspruch auf literarische Geltung erhebenden kritischen Streifzügen des „Leipziger Tageblattes" (1832) und besonders der „Eleganten Welt".

Aus stilistischen Gründen möchte ich eine am 27. Juli 1829 erschienene Kritik mit dem Zeichen Y als Auftakt zu einer Reihe Kritiken Laubes ansehen, die dann unter dem Zeichen X öfters unter dem Zeichen Z erschienen sind. Allerdings ist es schwer, hier eine Entscheidung zu treffen, ob sie auch wirklich von Laube stammen. Denn Schall schrieb in diesem Jahr nicht nur sehr häufig selbst Kritiken, sondern zog auch eine große Anzahl von Vertretern für sein Blatt heran. Man findet Wackernagel tätig, ferner Julius Epstein, Rudolf Hilscher, Kahlert, daneben mehrere Schriftsteller mit unbekannten Zeichen, vor allem oft eine mit M. H. zeichnende Persönlichkeit. Eine Reihe bestimmt von Laube stammender Besprechungen, die bereits von der Laubeforschung als sein geistiges Eigentum anerkannt sind, erschienen mit dem Artikel „Dramaturgisches" als Auftakt vom 28. November 1829 ab. Einige weitere Fortsetzungen bringt dann der Dezember, alle mit H. L. unterzeichnet. Besprechungen mit dem Pseudonym Alethophilos, unter dem Laube seinen literarischen Kampf gegen Wackernagel mit mehr Grobheit als Witz in den „Freikugeln" (Jg. 3, Nr. 3) ausgeführt

hatte, und das er nach Weilens Einleitung auch in die Breslauer Zeitung eingeführt haben soll (Weilen S. XIV), habe ich dagegen nicht gefunden. Bereits im Jahre 1830 hören Laubes Besprechungen in der Schallschen Zeitung auf, und es beginnt seine kritische Tätigkeit an der Schlesischen Zeitung, die viel länger währte und die uns in anderem Zusammenhang noch beschäftigen soll. Wie Laube in seinen Erinnerungen zugibt, kehrte er wieder reumütig zu Schalls Zeitung zurück. Am 4. Mai 1832 findet man eine großartige Besprechung von ihm, voll geistreicher Einfälle, witzig und schon in vielen Zügen typisch jungdeutsch, in der Seitenhiebe auf die schlechten Patrioten, auf die Zeit und ihr Politisieren ausgeteilt werden. In anderem Zusammenhang soll diese Kritik noch einmal betrachtet werden. Im Sommer 1832 ging Laube dann nach Leipzig.

Inzwischen hatte Schall wieder einmal einen regelmäßigen Theaterkritiker in der Person Rudolf Hilschers für sein Blatt gewonnen, der damals Schulamtskandidat war[5]). Seine Kritiken sind, wenn sie ablehnen, zwar deutlich, aber niemals verletzend; man spürt hinter ihnen einen tüchtigen Journalisten. Aus einer kurzen Notiz vom 15. Februar 1832 ersieht man, daß er Schall bereits öfter bei den Redaktionsgeschäften vertritt.

Im Juli 1833 schreibt ein Anonymus N., mit dem wohl Dr. Josef Nimbs, später Dramaturg des Breslauer Theaters (Oehlke, S. 77 ff.) gemeint ist. Nimbs gewinnt offenbar rasch in dem Blatte eine maßgebende kritische Bedeutung, sodaß ihn Schall am 11. Juli scherzhaft „unseren verehrlichen dermaligen Haupt- und Ober-, wenn auch nicht Geheimen-, Theater-Referent" nennt. Nimbs schreibt ziemlich häufig und zum größten Teil auch ausführlicher, man spürt Schalls Einfluß, ohne daß jedoch dessen journalistische Eigenart erreicht wird; er unterbricht aber Ende des Jahres seine Tätigkeit.

Nach kurzer Pause verkündet Nimbs am 2. Januar 1834, daß von nun an wieder regelmäßig über das Theater referiert werden soll. Die erhöhte Teilnahme des Publikums an dem neuen Theaterunternehmen biete wohl den passenden Ausgangspunkt für diesen Plan. Allerdings will er immer nur die wichtigsten und bemerkenswertesten Bühnenereignisse herausgreifen. Nimbs war bis 1852 innerhalb der Redaktion der Breslauer Zeitung tätig (Oehlke, S. 78).

Außerdem begann bereits im Jahre 1828 der junge, noch weniger bekannte August Kahlert (Heckel, Prov. S. 87 nennt ihn den „Literarhistoriker seiner Heimatprovinz") mit seiner Mitarbeit für die Breslauer Zeitung. Seine journalistische Tätigkeit steht jedoch in anderem Zusammenhang zur Erörterung.

---

[5]) Vergl. Oehlke, S. 70, 74; weitere Angaben über Hilscher: Jessen, 200 Jahre ..... S. 263 ff.; K. G. Nowack: Schlesisches Schriftstellerlexikon, Bd. 4. Breslau 1836, S. 50 ff. A. Schwerdt, S. 88 ff.

C. Die Anfänge des kulturpolitischen Feuilletons.

14.) Im Konkurrenzkampf.

Die Schlesische Zeitung hatte während der ersten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts besonders auch in ihrem Feuilleton die neuen Bestrebungen der Zeit nicht verstanden und war auf dem Punkt der überholten Nachrichtenzeitung des 18. Jahrhunderts stehengeblieben. Bereits gegen Ende des Jahres 1819 aber bereitet der Verleger — wie die früheren Untersuchungen schon andeuteten — den kommenden Konkurrenzkampf mit der Neuen Breslauer Zeitung vor, indem er sich eigene Redakteure zu gewinnen sucht.

Allerdings hat er in dieser Hinsicht keinen allzu guten Griff getan. Zwar beginnt das Jahr 1820 recht verheißungsvoll. (Wir stellten bis zum 20. Juni Dr. Hermann als verantwortlichen Redakteur fest.) Es hat durchaus den Anschein, als wolle es die Zeitung auf einen Wettstreit mit dem anderen Blatte ankommen lassen und als wolle sie den Kampf gerade im Feuilleton führen, einem Gebiet, das ihr besonders gefährlich werden mußte. Die erste Nummer des neuen Jahrgangs bringt neben den bereits erwähnten „Vermischten Nachrichten" eine neue Rubrik „Wissenschaftliche und Kunstnachrichten". Schon in Nummer 5 wird diese neue Sparte auf zweieinhalb Kolumnen ausgeweitet und berichtet über wissenschaftliche und künstlerische Dinge aus aller Welt. Die Form der übrigen Artikel wird gegenüber früher viel persönlicher. Man spürt bewußte Arbeit der Redaktion. Reiseartikel erhalten einen großen Platz eingeräumt (19. Januar, 12. Februar, 6. April 1820 usw.), und die Auflockerung des vermischten Teiles bewirkt in gewisser Beziehung auch eine Auflockerung des politischen Teiles (vergl. 14. Februar 1820).

Doch diese frischere Gestaltung des Blattes ist nicht von langer Dauer. Nachdem am 21. Juni Professor Rhode, der zweimal Theaterdirektor der Breslauer Bühne war und als Nachfolger Streits ihre künstlerische Höhe halten konnte (Heckel S. 141/42), die Schriftleitung übernommen hatte, vermißt man bald die sicher leitende Hand, die mit Umsicht und geistiger Beweglichkeit jede einzelne Nummer aus ihrem gesonderten, zufälligen Dasein heraushebt in eine von bestimmter publizistischer Wirkungsabsicht getragene Reihe. Die trockene Nachrichtenübermittlung füllt wieder die Spalten. Sie konnte dem Leser der Zeit nicht mehr genügen. Die neue Rubrik „Wissenschaftliche und Kunstnachrichten" erscheint bereits Ende des Jahres nicht mehr, nur die „Vermischten Nachrichten" bestehen als ständige Einrichtung weiter. Allmählich ähneln sie in ihrem Inhalt — nicht in der Form — immer mehr den „Miszellen" der Neuen Breslauer Zeitung. Man kann auch zahlreiche gleichlautende Meldungen in beiden Zeitungen finden. Die Blätter dürften im wesentlichen also wohl die gleichen Quellen benutzt haben. Später erhalten die „Vermischten Nachrichten" öfters einen größeren Raum zugewiesen (Jahrgang 1826). Vom Jahre 1828 ab werden sie unter der Überschrift „Miszellen" zusammengefaßt.

Während sich im Konkurrenzblatt aufgeregte Gemüter heftig austoben, bewahrt die Schlesische Zeitung Reserviertheit und Trockenheit in ihrer Haltung und im Ton ihrer Darstellung. Am 23. Juni 1824 wendet sie sich sogar in einer „Erklärung" an ihre Leser: „Die Redaktion dieser Zeitung findet sich durch viele Zusendungen von Aufsätzen, welche theils mit, theils ohne Namen, zum Abdruck in dieser Zeitung bestimmt sind, veranlaßt zu erklären: daß sie, ihren einmal angenommenen Grundsätzen getreu, nichts aufnimmt, was sich auf persönliche Streitigkeiten bezieht." Dadurch behält die Zeitung sehr konsequent, aber rückständig ihre Objektivität und entgeht der Gefahr, in allzu kleinliche Streitigkeiten verwickelt zu werden, wie es Schall mit seinem Blatt öfters geschah. Eine eigene Note trägt die Zeitung noch in einem seit Anfang 1825 bestehenden „Lokalteil" mit der städtischen Diebstahls- und Unglückschronik, den täglichen Unfall- und sonstigen Stadtmeldungen von Betrügereien, Skandalgeschichten und sittenlosen Mädchen. Selbstverständlich findet man daneben auch zahlreiche Anzeigen von Büchern, die größtenteils aus dem Kornschen Verlage stammen.

Im Sommer 1827 starb Professor Rhode, der verantwortliche Redakteur, und die Nummer vom 25. August 1827 enthält einen Nekrolog auf ihn, wohl aus der Feder Korns. Die Würdigung seiner redaktionellen Tätigkeit ist gegenüber der Würdigung seiner wissenschaftlichen Verdienste sehr zurückhaltend. Wie Korn in Wahrheit über ihn dachte, hat er in einem Brief zum Ausdruck gebracht, den Jessen (200 Jahre, S. 214/15) erwähnt. Rhode hat — überblickt man seine journalistische Tätigkeit — den Kampf mit Schalls Feuilleton überhaupt nicht erst aufzunehmen versucht.

Nach Rhode übernahm Professor J. G. Kunisch die Redaktion (Näheres: Jessen, S. 215/6). Auch unter seiner Leitung erlebte die Zeitung keine Glanzperiode. Das Feuilleton kann immer noch nicht den Vorsprung der Breslauer Zeitung einholen. Eine gelegentlich auftauchende Rubrik „Literarisches" (SPZ. 1. September, 12. November 1827) verrät jedoch ebenso wie ein kurzer Artikel über die „Erste Kunstausstellung des Breslauer Künstlervereins" von P—r (?) (13. Oktober 1827), daß die Zeitung lebhafter an dem Kulturleben der Stadt Anteil nehmen will.

Am 15. Dezember 1827 liest man auf der ersten Seite die Ankündigung, daß die Zeitung vom neuen Jahrgang ab täglich, außer an Sonn- und Festtagen, erscheinen soll, aus einem „immer fühlbarer werdenden Bedürfnis einer täglichen Mittheilung der politischen Ereignisse und schnelleren Verbreitung der uns zur Insertion übergebenen Bekanntmachungen". Auf das Feuilleton legt die Zeitung also noch immer keinen allzu großen Wert.

15.) Heinrich Laube in der Schlesischen Zeitung.

Das Jahr 1830 ist der Wendepunkt in der Feuilletongestaltung der Schlesischen Zeitung. Es beginnt eine sehr eigenartige Entwicklung: während der Schöpfer des eigentlichen Breslauer Feuilletons, Karl Schall, sich immer mehr aus dem journalistischen Leben zurückzieht und die Leitung seines

Blattes Vertretern übergibt, führen seine Schüler — und unter ihnen besonders Heinrich Laube — seine Anregungen und Gedanken, durchsetzt mit den neuen Impulsen der Zeit, in der Schlesischen Zeitung weiter. Dieses biedermeierische Feuilleton mit seiner ästhetischen Haltung erreicht Ende der dreißiger Jahre in dem Kulturpolitiker Professor Schön seinen Höhepunkt. Gleichzeitig geht von ihm eine neue, in die zweite Hälfte des Jahrhunderts weisende Richtung des Feuilletons aus.

Diese Entwicklung soll genauer verfolgt werden. Am 26. Januar 1830 erscheint in der Schlesischen Zeitung hinter der Rubrik „Miszellen" ein Beitrag „Breslauer Theater", in dem eine Reihe Bühnenvorstellungen über zwei Nummern hin besprochen werden. Der Verfasser, der mit H. L. unterzeichnet, ist Laube, der sich gerade mit Schall überworfen hatte. Die Redaktion setzt als Fußnote zu dieser ersten Besprechung noch hinzu: „Der Herr Verfasser dieser Theaterberichte, die von nun an einen stehenden Artikel in unserer Zeitung bilden werden, hat uns nicht nur die Fortsetzung derselben, sondern auch anderweitige Beiträge verwandten Inhalts gefälligst zugesagt." Eine sieben Spalten lange Opernanalyse — ebenfalls mit dem Zeichen H. L. — folgt am 29. Januar und wird am 9. Februar noch durch eine eingehende Besprechung der Breslauer Aufführung vervollständigt. Im Februar und März folgen weitere unterzeichnete Besprechungen Laubes (über „Fiesko" am 2. März), die gegenüber den ersten, vorsichtig abwägenden nun sicherer und vor allem draufgängerischer in ihrem Ton werden. (Auch diese Kritiken sind der Laubeforschung bereits bekannt. Weilen zitiert einiges aus der Besprechung vom 26. Januar usw., sagt aber, daß im Februar Laubes Tätigkeit an der SPZ. bereits wieder aufhöre.)

Am 16. März wird von einem Kritiker H. W. eine am Breslauer Theater aufgeführte Tragödie „Gustav Adolf" besprochen, ein Jugendwerk Laubes[1]). Das eigenartigste an dieser Kritik ist, daß sich der Verfasser des Dramas, Laube, in Fußnoten unter dem Zeichen H. L. zu den kritischen Bemerkungen des Rezensenten äußert, seine dramatischen Absichten erläutert oder wenigstens die Worte des Kritikers abschwächt. Dieser H. W. ist wohl identisch mit dem Auskultator Heinrich Wenzel, den Laube als Mitarbeiter an seiner Zeitschrift „Aurora" nennt, und der dort mit sehr zahlreichen und guten Beiträgen vertreten ist[2]). Laube schrieb also auch noch im März für die Schlesische Zeitung. Seit dem 2. März ist die Theaterkritik zwar nicht mehr unterzeichnet, in ihrer stilistischen Anlage und besonders in ihrer Stellung zu den literarischen Problemen der Zeit und der Breslauer Bühne bleibt sie sich jedoch völlig gleich. Es besteht also keine Veranlassung, diese nicht unterzeichneten Kritiken einem anderen als Laube zuzuschreiben. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Laube die Unmöglichkeit eingesehen hat, zu gleicher Zeit Theaterdichter, Prologverfasser und Theaterkritiker zu sein, und daß er es vor der Aufführung seines Stückes vorzog, in seinen Besprechungen anonym zu bleiben. Die ganz wenigen in

[1]) Vergl. F. Broßwitz „Heinrich Laube als Dramatiker", Breslau 1906. S. 185 ff.
[2]) Vergl.: Laube, Selbstbiographie, Ges. Werke, Bd. 41, S. 447.

den Jahren 1830 und 1831 erschienenen Kritiken, die sich von Laubes Besprechungen durch einen anderen Stil unterscheiden, sind auch niemals mit Laubes Chiffre gezeichnet, sondern mit anderen, heute nicht mehr ausdeutbaren Buchstaben.

Laubes Theaterartikel sind bemerkenswert durch ihren Umfang und vor allem durch die frischen Ansichten über Literatur, Drama und Schauspielkunst. Sie sollen daher noch untersucht werden. Am 25. September 1830 dürfte Laube vorläufig seine letzte Theaterkritik veröffentlicht haben. Das stimmt auch mit den Angaben seiner Selbstbiographie überein. Dort schreibt er, daß ihn seine Tätigkeit als Theaterrezensent an der Kornschen Zeitung bis Mitte 1830 beschäftigt habe, das heißt, solange er in Breslau blieb. Dann nahm er eine Hauslehrerstelle in Kottwitz bei Breslau an.

Es ist nun sehr auffällig, daß Laube in dieser Selbstbiographie ausschließlich seine journalistischen Arbeiten bei der Kornschen Zeitung erwähnt, während von Schalls Zeitung kaum ein Wort gesprochen wird. Laube scheint sich viel mehr an sie erinnert und ihnen stärkere Bedeutung zugemessen zu haben. Tatsächlich war seine Tätigkeit als Kritiker an der Schlesischen Zeitung noch nicht beendet, als er seine Hauslehrerstelle übernahm. Im Dezember dieses Jahres findet man zwei nicht signierte Besprechungen (SPZ. 21. und 31. Dezember 1830), die ich ihren ganzen stilistischen Merkmalen nach Laube zusprechen möchte. In früheren Besprechungen Laubes konnte man die Eigentümlichkeit feststellen, daß der junge Kritiker von sich nicht in der ersten Person spricht, sondern seine Person immer mit den Worten „Ref." oder „Rez." umschreibt. Auch hier beginnt die Besprechung vom 31. Dezember: „Begierig auf die zwei neuen Akte des vor einigen Jahren neuen Stückes . . . ging Ref. hinein". Im folgenden Jahre (1831) erscheint nun eine ständige Theaterkritik in der Schlesischen Zeitung. Sie fällt vor allem durch ihre Auffassung vom Beruf des Kritikers, durch ihre draufgängerische Stellungnahme zu den literarischen und dramatischen Richtungen der Zeit sehr stark aus dem Rahmen der sonst veröffentlichten Kritik heraus. Außerdem führt sie viele schon in der „Aurora", dann in der Breslauer und Schlesischen Zeitung geäußerte Ansichten weiter aus, sodaß man als ihren Verfasser nur Laube ansehen kann. Bestätigt wird diese Ansicht noch durch Laubes eigene Angaben. Wie er in seinen Erinnerungen berichtet, zog er mit der Familie, bei der er als Hauslehrer tätig war, den Winter über einige Monate nach Breslau: „Die Familie zog im Spätwinter einige Monate in die Stadt, und ich natürlich mit ihr" [3]). Laube scheint also im Jahre 1831 während dieses mehrmonatigen, vorübergehenden Aufenthaltes in Breslau seine theaterkritische Tätigkeit an der Schlesischen Zeitung wieder aufgenommen zu haben. Daß die Angaben Laubes in den Erinnerungen und der Selbstbiographie zeitlich um etwa zwei oder drei Monate differieren, ist bei derartigen, aus der Erinnerung geschriebenen Werken nicht verwunderlich (Houben mußte sogar einmal Laubes Angaben um ein ganzes Jahr korrigieren, vergl. Laubes Werke, Band 41, S. 448).

[3]) Ges. Werke, Bd. 40, S. 138.

Im Spätsommer 1831 hören die Kritiken wieder auf (letzte Kritik wohl am 13. September 1831), da Laube eine zweite Hauslehrerstelle in Jäschkowitz annahm (41. Band, S. 131). Für die Untersuchung der wechselseitigen Beziehungen zwischen geistigem Leben der Stadt und Feuilleton werden diese Besprechungen späterhin noch herangezogen werden. Laube hat also nahezu eindreiviertel Jahre an der Schlesischen Zeitung mitgearbeitet und durch seine die Leser fesselnde, vielfach burschikose Art zu schreiben der Zeitung die Möglichkeit gegeben, den Vorsprung von Schalls Blatt auf dem Gebiete der Theaterkritik wieder einzuholen.

Laubes Tätigkeit als Theaterrezensent hat sich — wohl nur indirekt — auch auf das gesamte Feuilleton der Zeitung ausgewirkt: es wird bunter, vielseitiger, und es besteht durchaus die Möglichkeit, daß eine Reihe weiterer Beiträge von ihm stammen. Sicherlich ist das der Fall bei dem launigen Bericht über den Zobtener Studentenkommers (SPZ. 5. Juli 1830). Die Zeitung baut zu gleicher Zeit in anderer Hinsicht ihr Feuilleton aus: die „Miszellen" werden reichhaltiger, man liest zahlreiche, allerdings wohl nur nachgedruckte Auslandsartikel. Überhaupt legt das Blatt seine Objektivität bis zu einem gewissen Grade ab und eröffnet, was es früher nicht getan, seine Spalten polemischen Zuschriften aus den Kreisen Breslauer Künstler und Schriftsteller. (So verteidigt sich Friedrich Mehwald am 10. Mai 1830 sehr energisch und streitlustig gegen Angriffe in Nr. 105 der Breslauer Zeitung, die sich gegen seine Besprechung des Graunschen „Tod Jesu" in den „Schlesischen Blättern" Nr. 17 richten.) Wenn auch im folgenden Jahr die Berichte über die Cholera sehr viel Raum einnehmen, so bleibt die Vielseitigkeit des Feuilletons im allgemeinen erhalten. Als neuem Mitarbeiter begegnet man August Kahlert, der, wie schon erwähnt wurde, ebenfalls zuerst an der Breslauer Zeitung seine journalistische Tätigkeit begann und der jetzt in dem Kornschen Blatt häufig Musikkritik schreibt. Am 13. August 1831 berichtet er ausführlich über das schlesische Gesangfest in Salzbrunn, nachdem die Zeitung früher einige Gelegenheitsgedichte zu Neujahr oder zu des Königs Geburtstag aus seiner Feder, mit A. K. unterschrieben, gebracht hatte.

Nach Laubes Weggang hören in der Schlesischen Zeitung die Theaterkritiken längere Zeit auf. Erst im Jahre 1834 findet man wieder häufiger Besprechungen (seit 27. März), die freilich wesentlich kürzer als früher sind, und bei denen meist ein kleiner Gang durch den Spielplan der letzten Tage vorgenommen wird (SPZ. 19. Juni, 20. November 1834). Im Gegensatz zu Laubes frischer, temperamentvoller Art bleiben die Kritiken gemäßigter im Ton. Die Zeiten der großen Theaterbegeisterung sind vorbei.

Im Januar 1836 übernimmt Rudolf Hilscher das Amt des Theaterkritikers an der Schlesischen Zeitung. Seine erste Besprechung am 14. Januar zeigt, daß sein Stil inzwischen gegenüber der Schreibweise in der Breslauer Zeitung lockerer geworden ist. Seine journalistische Tätigkeit bleibt nicht auf die Theaterkritik, die von A. Schwerdt untersucht wurde, beschränkt. Witzig und unterhaltsam, aber dabei doch etwas zurückhaltend, sodaß sein

Stil vom Biedermeier wie vom Jungen Deutschland gleich weit entfernt ist, schreibt er auch Zirkusbesprechungen. Dabei sagt er etwa von den Öfen, die den Zirkus heizen sollen, daß sie weniger wärmen, als die Sehnsucht nach einer behaglichen Temperatur erwecken: „Der eine war vorgestern sogar so zerstreut, statt Wärme dicken Rauch von sich zu geben" (SPZ. 30. Januar 1836). Neben Besprechungen musikalischer Veranstaltungen gibt er dem Blatt noch andere Beiträge zum Druck. Das Feuilleton ist jetzt in seinen Teilgebieten, besonders den Miszellen, reichhaltig und vielseitig.

16.) Der Kulturpolitiker Dr. Johann Schön.

Mit Laube, Hilscher und Kahlert als Mitarbeitern beginnt die Schlesische Zeitung in den dreißiger Jahren einen Feuilletonteil aufzubauen. Der Redakteur Dr. Johann Schön führt dieses Feuilleton zu achtunggebietender Höhe. Schöns journalistische Bedeutung für das Breslauer Zeitungswesen wurde bisher eigentlich ausschließlich von seiner Tätigkeit als Gestalter eines politischen Teiles aus betrachtet (Jessen, 200 Jahre . . . S. 240). Seine fast wichtigere Stellung als Schöpfer eines Kulturteiles in der Zeitung wurde dabei verkannt. Allerdings ist Schöns Tätigkeit als Feuilletonist, oder besser als kulturpolitischer Schriftleiter, nicht ohne weiteres ersichtlich. Denn kein Artikel in seiner Zeitung ist mit seinem Namen unterzeichnet.

Schöns Anrede an die Leser bei Übernahme der Redaktion (SPZ. 2. April 1836), seine journalistische Visitenkarte gewissermaßen, auf der er sein Programm verzeichnet, verrät eine ausgeprägte publizistische Begabung von einer Bedeutung, die von der Breslauer zeitungswissenschaftlichen Forschung noch nicht erkannt wurde. Er sagt dort, daß ihm für den politischen Teil des Blattes die Grundsätze maßgebend seien, die Hamann für die Königsberger Zeitung aufstellte, als er ihre Herausgabe besorgte. Daneben verspricht er, den Nachrichtendienst weiter auszubauen und besonders mehr Mitteilungen aus der Provinz und dem Stadtleben zu bringen. Getragen von einem starken Verantwortungsbewußtsein, entwirft er den Plan zu einem Kulturteil: „Was den nichtpolitischen Teil dieser Zeitung betrifft, so wird er ein Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit sein, damit er sich nach und nach zum Organe der gesamten geistigen Tages-Interessen erhebe. — Die vermischten Nachrichten, die unter der Überschrift „Miscellen" die erste Stelle behaupteten, sollen dieselbe behalten und sie durch nähere Beziehung auf die Hauptrichtung unserer Zeit auch verdienen . . . . — Die letzte aber nicht kleinste Stelle sollen vaterländische Literatur und Kunst einnehmen. Ohne eigentliche Literaturberichte und Rezensionen, wie sie die literarische Beilage der Provinzialblätter bringt, liefern zu wollen, wird die Schlesische Zeitung in Zukunft doch alle jene Schriften besprechen, die ein vaterländisches Interesse besitzen und weniger über den Wert oder Unwert der Behandlung, als über das behandelte Thema sich verbreiten. Die Kunstleistungen der Provinz und ihrer Hauptstadt auf das lebhafteste zu würdigen, ist Pflicht jedes öffentlichen Blattes. Je weniger nährenden

Boden die schönen Künste nach der modernen Volkswirtschaft sich anzueignen vermögen, desto mehr ermunternde Aufmerksamkeit gebührt jedem edleren Kunstbestreben."

Ehe die Frage beantwortet werden kann, wie Schön diese recht weit gespannten Pläne in die Tat umsetzte, müssen vorerst die äußeren Umstände seines Lebens und seiner journalistischen Arbeit geschildert werden. Schön war bei der Übernahme der Redaktion noch nicht 34 Jahre alt, bereits seit 5 Jahren a. o. Professor und seit 1836 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Breslauer Universität. Er kam also nicht von der Kunst, von der romantischen Ästhetik — wie Schall — zum Feuilleton, sondern von der Politik: darum überwand er die erstarrten biedermeierischen Formen[4]). Kennzeichen seiner journalistischen Arbeit sind eine große Beweglichkeit des Geistes, Temperament und leichte Auffassungsgabe, sodaß er schnell in allen Angelegenheiten, die ein öffentliches Interesse beanspruchen, einzugreifen vermag. Dazu besaß er eine Vorliebe für das sarkastische Witzwort, für einen guten Scherz oder einen leichten, humorvollen Plauderton. Diese Begabung aber macht jede journalistische Tätigkeit erst sinnvoll und verleiht ihr die rechte Wirkung.

Schön begann seine Tätigkeit mit einer klugen und verständigen Betrachtung der allgemeinen politischen Lage in wöchentlichen Rückblicken, die der Leserkreis der Zeitung auch über Schlesien hinaus beachtete. Neben dieser Neueinrichtung des wöchentlichen „Leiters" beginnt er, einen eigenen lokalen Teil mit der Überschrift „Spezielle Lokal- und Provinzialsachen" (SPZ. 15. April 1836) aufzubauen.

Daß Schön den politischen u n d kulturpolitischen Teil zumeist selbst schrieb, kann man aus einer Polemik mit der Dresdener Abendzeitung ersehen. Am 10. Mai 1837 erschien dort eine Nachricht, daß Prof. Dr. S. die „Schlesische Zeitung" ständig „mit sehr schönen politischen Originalartikeln aus eigener Feder" bediene. „Dabei unterläßt er nicht, mit Lust und Liebe die meisten Bühnenerscheinungen zu besprechen, auch zuweilen Bücher zu recensieren." Der Verfasser dieser Nachricht spricht ihm dabei jedoch das nötige Verständnis ab und betont, diese Tätigkeit läge außerhalb seines Berufes. Außerdem äußert er die Vermutung, daß der treffliche R. Hilscher, der in dieser Zeit sogar Mitarbeiter am Cottaschen Morgenblatt geworden war, aus der Zeitung verdrängt zu werden scheint. Zum Schluß erhält Schön noch einmal Lob und Tadel zugleich: „Wir begreifen garnicht, wie ein so geistreicher und in vielem so äußerst tüchtiger Gelehrter über seinen eigenthümlichen Wirkungskreis sich so täuschen kann!" Mit leichter Ironie weist die Zeitung — der Artikel ist f. unterschrieben — diese Angriffe zurück. Doch wird keineswegs Schöns Mitarbeit im Feuilleton bestritten oder schlankweg geleugnet: „Vorausgesetzt, nicht zugelassen, die Redaktion verwandle sich zuweilen in die Kritik, so ist nicht abzusehen, woraus der Korrespondent die alarmierende Nachricht [über Hilscher] schöpfte".

---

[4]) Über sein Leben vergl. Jessen, 200 Jahre S. 240; Nowacks Schriftstellerlexikon, Heft 2 S. 126—30; Nekrolog der Schles. Ztg. 1839 April Nr. 78/79.

Innerhalb der Zeitung selbst ist kein Artikel kulturpolitischen Inhalts so gezeichnet, daß man unbedingt auf Schön als Verfasser schließen müßte. Aus der Polemik mit der Dresdener Abendzeitung ist jedoch ersichtlich, daß seine Tätigkeit gerade auf diesem Gebiet sehr umfangreich gewesen sein muß. Tatsächlich trifft das auch zu. Am 8. April 1836 erscheint unter der Überschrift „Literatur" eine sehr verständige kritische Untersuchung der zweiten Auflage von Wolfgang Menzels „Deutscher Literatur", in der sich die bewegten, literarischen Kämpfe der Zeit sehr lebendig wiederspiegeln. Vor allem aber, und das ist das Bedeutsamste, wird mutig in die politische Auseinandersetzung eingegriffen, die mit dem Namen Menzel verbunden ist, wenn auch nur Menzels Einteilung der eigentlich politischen Literatur in die liberale und die servile abgelehnt wird. Die im Stil sehr geschliffene und abwechslungsreich geschriebene Literaturkritik wird in den folgenden Nummern der Zeitung fortgesetzt. Bei einer Besprechung des Buches „Über den Göthischen Briefwechsel von G. G. Gervinus" wird eingehend und klug der Auffassung des Autors vom Wesen Bettinas widersprochen und ihr eine psychologisch durchdachte eigene Auffassung entgegengehalten. Die Besprechungen zeitgenössischer Literatur sind nicht unterzeichnet, doch erfährt man durch sie aus dem Leben des Kritikers einige Daten. Er erzählt, daß ihm die „Helden der witzigen Abendgesellschaft Ludlamshöhle" in Wien persönlich bekannt seien, und er in ihr Treiben geblickt habe (SPZ. 20. Mai 1836). Schön hat in Wien vier Jahre studiert (von 1822—26), sicher war er auch Gast der Ludlamshöhle.

Um Schöns Beitrag an dem so plötzlich angewachsenen Feuilletonteil der Zeitung tatsächlich feststellen zu können, muß ein kleiner Umweg gemacht werden. Seit Mai des Jahres 1836 erscheint jeden Mittwoch ein „Schreiben in die Provinz". Meist enthält es eine unterhaltsame Plauderei über Breslauer kulturelle Veranstaltungen in leicht lesbarer Form, also jene Mitteilungen, wie sie auch heute noch die Schreiben aus einer größeren Stadt — etwa die Berliner Briefe — berichten. Eigenartigerweise sind diese „Schreiben aus der Provinz" mit L. unterzeichnet. Nun ist aus folgendem Grunde anzunehmen, daß L. und der oben erwähnte Literaturkritiker ein und dieselbe Person sind: in dem Schreiben in die Provinz vom 9. Juni sind die Gespräche Goethes mit Eckermann erwähnt, und zwar im Zusammenhang mit einem Zitat Goethes über das Theater. Zwei Tage darauf folgt eine Besprechung der „Gespräche mit Goethe" von Eckermann. Man darf also wohl annehmen, daß der Schriftsteller L., während er die Gespräche las, um eine Besprechung zu verfassen, auch das Zitat für das Schreiben in die Provinz herausnahm, daß mithin L. und der Literaturkritiker eine Person sind. In ihrem flotten Stil tragen die Literaturbesprechungen direkt jungdeutsche Züge, wenn sie auch die geistigen Grundlagen und Ziele dieser literarisch-politischen Richtung ablehnen.

In einer Kritik (25. Juni 1836) macht sich der Verfasser über sein Alter von 33 Jahren lustig. Schön war aber bei der Übernahme der Redaktion in diesem Alter, sodaß man wohl mit Sicherheit ihn als den Verfasser der

literarischen Aufsätze und Besprechungen und der „Schreiben in die Provinz" anzusehen hat. Außerdem war in Breslau ein Schriftsteller des gleichen Alters und mit den gleichen journalistischen Fähigkeiten nicht tätig. Wenn eine mit L. unterschriebene Charade mit dem Zusatz versehen ist: „Im Auftrage der Redaktion verfaßte der Unterzeichnete nun folgende Charade . . .", so wollte Schön die Leser wohl nur im Unklaren über seine Person lassen und sein Pseudonym nicht lüften. Eine Täuschung der literarischen Kreise Breslaus ist ihm wohl auch geglückt, denn später muß er in Fußnoten seinem Unmut Luft machen, daß in anderen Zeitungen Aufsätze mit dem Zeichen L. erschienen seien. Sie stammten jedoch nicht aus seiner Feder, er versichert, daß er nur für die Schlesische Zeitung schreibe, daß er aber bei fortgesetzter Doppelgängerei aus Scheu vor einer Verwechslung sein literarisches Inkognito lüften werde. Das hat er jedoch nicht getan. Er schreibt vielmehr weiterhin unter diesem Pseudonym sogar Opernbesprechungen (z. B. über Mozarts „Entführung", 16. Juli 1836).

Eine andere Tatsache beweist, daß Schön in großem Umfang selbst das Feuilleton seiner Zeitung geschrieben hat. Im Sommer des gleichen Jahres (1836) unternimmt der Redakteur Schön eine Reise nach Westdeutschland, den Niederlanden und Frankreich mit längerem Aufenthalt in Paris. Während dieser Zeit scheint ihn Rudolf Hilscher vertreten zu haben, denn die „Schreiben in die Provinz" stammen jetzt aus dessen Feder. Schön hat diese Reise ganz ausgezeichnet journalistisch ausgewertet und zeigt sich hier als ein Feuilletonist, der den Stil seiner französischen Kollegen mit Erfolg studiert hat und sich besonders den großen Jules Janin, der damals seine besten Artikel schrieb, zum Vorbild nahm. Schön dürfte zunächst der Verfasser der „Briefe eines Schlesischen Reisenden über die Belgischen Zustände" sein, die wieder seinen großen politischen Weitblick verraten (mehrere Fortsetzungen: SPZ. Sept. 1836. Schluß 29. Sept.). Vor allem jedoch ist er identisch mit dem amüsanten Plauderer, der seit dem 1. Oktober „Pariser Crayons" unter dem Pseudonym L. ganz in der stilistisch so gelockerten Art der berühmten französischen Lundisten dieser Zeit veröffentlicht. Er schreibt in mehreren Fortsetzungen während dieses Monats (Schluß am 24. Okt.) über die religiösen Zustände in Paris, die Pariser Theaterclaqueure, über den schwunghaften Billethandel vor den Pariser Bühnen, bespricht sehr genau einige Aufführungen, die er sich angesehen, plaudert von einem Besuch auf dem Friedhof Père Lachaise, schimpft weidlich über die reisenden Engländerinnen, erzählt von kleinen Ausflügen in die Umgebung, etwa nach St. Denis — wobei er versteckte Seitenhiebe auf die Breslauer Kirchenverwalter austeilt —, berichtet allerlei Geschichten von der damals trotz ihrer fast 60 Jahre noch gefeierten Liebhaberin der Pariser Bühnen, der Schauspielerin Mars, und behandelt in diesem persönlichen Plauderton, der doch mit Ernst und Sachlichkeit an die Dinge herangeht, auch die Pariser Presse. Bei einem amüsanten Vergleich zwischen dem Pariser Kapellmeister Musard und dem Wiener Strauß (22. Okt.) fängt er die ganze Atmosphäre der spritzigen Pariser Feuilletons ein, ohne in gallisch

überschwenglichen Enthusiasmus zu geraten. Mit einem Feuilleton über die lockeren Mariages à S. Jaques (Nr. 249, 24. Okt.) beschließt die Zeitung die Reihe der Pariser Crayons und kündigt in einer Fußnote an, daß ein in Paris lebender Schlesier Fortsetzungen zu liefern versprochen habe, die ich jedoch nicht feststellen konnte.

Während Schön sich auf seiner großen Auslandsreise befindet, kündigt der Verlag eine Änderung des Quartformats in Klein Folio an. Die alte Form der Zeitung habe eine unbequeme Gestalt, so teilt er mit. Als weitere Begründung führt er besonders an: „Hauptsächlich geht auch durch die leerzulassenden Stellen ein so bedeutender Raum verloren, daß uns oft die Möglichkeit genommen wurde, dem verehrten Publikum möglichst Viel des Interessanten und Neuen zu bieten. Wir beabsichtigen daher, nach Eingang der Bewilligung höheren Orts, vom 1. Oktober dieses Jahres ab diese Zeitung gleich mehreren anderen deutschen Blättern in Klein Folio erscheinen zu lassen" (SPZ. 26. September 1836). Als Schön wieder von seiner Reise zurückgekehrt ist, erscheint sofort ein Schreiben in die Provinz — übrigens mit L. unterzeichnet —, in dem über die neue Veränderung des Formates geplaudert wird. Denn einem Teil der Leser hat die vorgenommene Vergrößerung der Zeitung nicht gefallen. „Den mißfälligen Bemerkern des Folio-Formates läßt der Redakteur durch meinen Mund (den Mund seines lieben Lebens- und Reisegefährten) freundlichst kund und zu wissen tun, daß er von der Veränderung erst erfahren hat, als sie bereits vollendet war, und daß er anfänglich sich ebensosehr an der Größe des Blattes stieß, wie irgend ein geneigter Leser oder eine ungeneigte Leserin" (SPZ. 27. Oktober 1836).

Im neuen Format erscheint die Zeitung erstmalig am 17. Oktober 1836. Noch bleibt die Reihenfolge der Artikel und die ganze Aufmachung die gleiche wie vorher, trotzdem ist nun auch äußerlich zum Ausdruck gebracht, daß sich der Typ der alten, über eine lange Zeitspanne hindurch das gleiche Format bewahrenden Nachrichtenzeitung endgültig überlebt hat. In einem Schreiben in die Provinz beantwortet L. (Schön) eine Anfrage, ob nicht zu dem größeren Format der Zeitung auch größerer Druck hinzugefügt werden könne, mit den Worten, daß es in der Tendenz des gegenwärtigen Zeitalters liege, allen und jeden Druck zu verkleinern und daß der Verfasser jener „Stimme aus dem Leserkreis" der einzige sei, der größeren Druck verlange in dieser Zeit (SPZ. 15. Dezember 1836) — eine treffende Bemerkung Schöns, die seinen Stil ebenso kennzeichnet wie seine Haltung der Zensur gegenüber.

Was bringt nun Schöns Feuilleton, wenn man von der eigenen journalistischen Tätigkeit des Redakteurs absieht? Die „Miszellen" sind reichhaltig und beanspruchen viel Raum, Rätsel erscheinen ständig, allerdings versichert die Redaktion, daß sie von ihnen garnichts verstehe und sie deshalb gleich Inseraten der Expedition überweise, die sie unverändert abdrucken lasse (SPZ. 4. Juli 1838). Außerdem bringt die Zeitung Aufsätze über die Sudeten, die Oder, einen Artikel „Das Sternschnuppenfest im November"

aus der Feder des Astronomen von Boguslawski, der schon seit Jahren über die Himmelsereignisse berichtet. Auch über den Breslauer Christmarkt schreibt ein Anonymus F. einen längeren Artikel über zwei Nummern (Dez. 1836). Neben der Kritik schöngeistiger Bücher erscheinen Besprechungen wissenschaftlicher Werke, die meist von Fachkollegen der Buchverfasser vorgenommen werden.

Durch Schön ist die Bindung an den Tag in die Zeitung hineingekommen; darum nimmt das Blatt jetzt an den kulturellen Veranstaltungen der Stadt lebhafteren Anteil. Ebenso eignet sich Schön einen von Schall bereits aufgegriffenen Gedanken bei der Gestaltung seines Blattes an: aus seinem Interesse für die Vergangenheit der Stadt nimmt er Nachdrucke aus dem „Schlesischen Nouvellen-Courier" des 18. Jahrhunderts vor. Allerdings ist seine Einstellung zu diesem Beginnen anders als die des Breslauer Freudenmarschalls. Schall nahm die alte Zeitung als eine Kuriosität, über die das Biedermeier sich amüsierte; Schön geht als Wissenschaftler an die Sache heran und führt erst einmal in den Stil der hundert Jahre alten Zeitung ein. Allmählich bringt Schön unter der Rubrik „Schlesischer Nouvellen-Courier" immer häufiger Breslauer Lokalplaudereien über Eigenarten der Stadt, ihre Kunstwerke und ihre Geschichte, wie sie bis heute noch immer von jeder Heimatzeitung gern gebracht werden.

17.) Schöns Mitarbeiter.

Schön gelang es in der kurzen Zeit seiner redaktionellen Tätigkeit, recht bekannte Schriftsteller des Breslauer literarischen Lebens als Mitarbeiter für sein Blatt zu gewinnen. Er ähnelt darin wieder dem Schöpfer des biedermeierisch-romantischen Feuilletons Karl Schall. Auch er muß bekennen, „daß die meisten Leser eher die Theater- als die Weltgeschichten durchmustern". Doch er kann die Theaterkritik nicht ständig allein schreiben und überträgt sie zunächst Rudolf Hilscher, der bereits mehrfach erwähnt wurde. Hilscher war damals über Schlesien hinaus bekannt geworden — wie auch aus dem Streit mit der Dresdener Abendzeitung ersichtlich war — und wurde deshalb im Jahre 1837 Mitarbeiter am Cotta'schen Morgenblatt. Im folgenden Jahre übernahm Julius Krebs (Oehlke, S. 56) die Besprechung der Breslauer Bühnenereignisse. Die Redaktion führte ihn folgendermaßen ein: „Daß die Theaterkritik jetzt den Krebsgang gehe, scheint zwar notwendig, aber gerade der Name des Referenten bürgt dafür, daß es nicht geschehen werde" (SPZ. 13. August 1838). Krebs, der wohl mit Sicherheit der äußerst sachkundige Verfasser des heute noch lesenswerten Büchleins „Schlesische Zustände im ersten Jahrhundert der Preußischen Herrschaft" ist, bespricht vor allem die Schauspieler und ihre Leistungen, wobei er sehr deutlich von Schalls Grundsätzen ausgeht. Noch im gleichen Jahre übernimmt dann für kurze Zeit Julius Epstein die Theaterkritik, um sie im folgenden Jahre an Robert Bürkner abzugeben.

August Kahlert, dessen sehr beachtliche Schrift „Schlesiens Anteil an der deutschen Poesie" im Jahre 1835 herausgekommen war[5]), steuert in dieser Zeit dem Blatt musikalische Notizen und Konzertkritiken bei, bis er am 18. April 1836 zum ersten Male die Opernbesprechung übernimmt. Schön legte also Wert darauf, daß die Tätigkeitsgebiete der einzelnen Mitarbeiter genau begrenzt wurden. Es konnte somit nicht mehr vorkommen, daß ein Kritiker in einer Konzertbesprechung zugeben muß, er verstehe von Musik zu wenig, um fachgemäß urteilen zu können. Kahlert schreibt eine gute, sachliche und fundierte Kritik, außerdem einige Musikfeuilletons (z. B. über Leben und Werk des Pianisten Hummel, 27. Okt. 1837) und eine sachverständige Literaturkritik (am 12. November 1836 etwa eine Besprechung von Gedichten August Kopischs). Bei einer Besprechung seines Buches „Tonleben" durch die Schlesische Zeitung wird seine musikalische Sachkenntnis, wie sie „das hiesige gebildete und insbesondere das Schlesische Zeitungs-Publikum schon seit langem zu kennen das Vergnügen hat", besonders hervorgehoben (SPZ. 16. Februar 1838). Als weitere Mitarbeiter sind noch Karl Eitner zu nennen, der Ende der dreißiger Jahre in Breslau als Privatgelehrter lebte[6]), dazu Mosewius, der einige Theaterbesprechungen, meist über Opern, lieferte, schließlich der durch sein Schriftstellerlexikon bekanntgewordene Nowack mit einigen Literaturkritiken (z. B.: 18. Juni 1836). Schön wußte also durch diesen ausgezeichneten Stab von Mitarbeitern, die nahezu alle durch ihre schriftstellerischen Leistungen auch heute noch genannt werden und der Zeitung nach seinem Tode erhalten blieben, sein Blatt vielseitig und interessant zu gestalten und den Kulturteil auf eine beachtliche Höhe zu führen.

18.) Die Breslauer Zeitung unter Eugen Baron von Vaerst.

Mit Schalls Tode endet das biedermeierische Feuilleton in der Breslauer Presse. Sein Erbe trat eine Persönlichkeit an, die seit langem zu seinem Freundeskreis gehörte, deren Charakter und seelische Anlagen in vielem Schall verwandt waren und doch sich in ganz anderer Richtung auswirkten: Baron Eugen von Vaerst. Dieser eigenartige Mann, dessen seltsame Schicksale auf zahlreichen Reisen durch Europa ebenso interessant sind wie sein vielseitiges Wesen, gehört zu den markantesten Publizisten der Zeit, nicht nur Breslaus. Trotzdem dürfte dieser geschickte Zeitungsmann, heitere Genußmensch, adlige Grandseigneur und abenteuerliche Weltenbummler heute kaum in weiteren Kreisen bekannt sein.

Über die Einweihung des neuen Breslauer Theaters, das auf sein Betreiben hin errichtet wurde, schreibt die Breslauer Zeitung einen ausführlichen Bericht und teilt bei der feierlichen Gelegenheit mit, daß sogar die „Gazette de France" von der Eröffnung des Neuen Theaters Notiz genommen habe. In dem französischen Blatt wurde auch Vaerst mit sehr aner-

[5]) Über Kahlerts Leben: Schlesische Lebensbilder, Breslau 1922, I, S. 57.
[6]) Über Eitner s. Goedeke, 13. Bd. S. 257.

kennenden Worten erwähnt als einer der geistvollsten Publizisten Deutschlands („un des publizistes les plus spirituels de l'Allemagne"). Vor allem seine Artikel über Spanien, von denen noch zu reden sein wird, wurden in der gleichen Notiz der „Gazette de France" hervorgehoben. Zum Schluß heißt es: „Homme du monde et homme de goût à la fois, jouissant d'une belle fortune, le Baron de Vaerst a puissamment contribué à donner un brillant asyle à l'art théatrale de Breslau" (zitiert in BZ. 15. November 1841). Bezeichnend ist die Vorbemerkung der Breslauer Zeitung zu diesem Abdruck aus dem französischen Blatt. Es wird dort gesagt, daß die Redaktion zunächst von einem Abdruck habe absehen wollen und anschließend daran heißt es: „Doch dann siegte die Eigenliebe über den guten Vorsatz und sie [die Redaktion] entschloß sich dennoch, das eigene Lob ihrem Leserkreise mitzuteilen". Dieser kurze Zusatz ist typisch für die selbstsichere Art Vaersts. „Ich habe meine Fähigkeiten stets anerkannt, vielleicht überschätzt . . . .", gesteht er einmal unumwunden ein (BZ. 31. Dezember 1841). Die gleiche überlegene Art zu schreiben spürt man in seinen „Erklärungen in Theatersachen", mit denen er sich gegen Angriffe verteidigt[7]).

Zum ersten Male erscheint am 2. April 1834 der Name Vaersts im Zeitungskopf. Am 1. Mai verkündigt der neue Redakteur und Herausgeber sein Programm, das auch im kulturellen Teil der Zeitung wesentliche Änderungen vorsieht. Unter Schalls Redaktion stand das Theater im Vordergrund, Vaerst sieht eine Einschränkung der Theaterkritik und im gewissen Umfange auch der Bücherschau vor. Im Gegensatz dazu will er die eigene Stellungnahme des Blattes in politischen Fragen pflegen und besonders den provinziellen Teil ausbauen. Dieses Programm hat Vaerst in seinen Grundzügen auch verwirklicht. Er brachte eine stärkere Politisierung in das Blatt, berücksichtigte die Interessen der schlesischen Wirtschaft, besonders des Grundbesitzes, stärker in den Beiträgen seiner Zeitung und wurde der erste bedeutende Breslauer Redakteur eines provinziellen Teiles, als er im Jahre 1836 die „Schlesische Chronik, Organ für das Gesamt-Interesse der Provinz" schuf. Während Vaerst in dem Hauptblatt, der Breslauer Zeitung, bestrebt ist, das provinziell Begrenzte abzustreifen, gibt er in der „Schlesischen Chronik" der Mitteilsamkeit des Schlesiers breiten Raum. Dabei legt er Wert auf persönliche Beziehungen zu den einzelnen Korrespondenten in den schlesischen Orten, indem er einen regelmäßigen Briefkasten einrichtet. Die „Schlesische Chronik" nimmt sogar zu kulturellen Dingen Stellung, allerdings immer in jenem beschaulich-bedachtsamen Tone, den die „Anregungen aus dem Leserkreis" auch heute häufig noch haben. Schon im zweiten Jahrgang sind diese kulturellen Artikel freilich sehr zurückgegangen, sodaß in der weiteren Untersuchung das Blatt nicht mehr beachtet zu werden braucht.

Neben dem Ausbau des Provinzteiles entwickelt Vaerst ein Programm für einen lokalen Teil (BZ. 18. Juni 1835). Seine eigene journalistische

[7]) Über Vaersts Tätigkeit am Breslauer Theater s. Oehlke S. 66 ff. Alles Nähere dort; ferner Goedeke, 13. Bd. S. 250 über sein Leben.

Tätigkeit war jedoch in der Hauptsache politisch gerichtet. Die zahlreichen politischen Auslandsartikel, die er von seinen Reisen — besonders aus dem carlistischen Hauptquartier in Spanien — schrieb, wurden in ganz Deutschland beachtet. Daneben hat er für den Kulturteil Beiträge geliefert, so etwa eine Buchkritik, die mit dem Pseudonym „Le Chevalier de Lelly" gezeichnet ist, unter dem er schriftstellerisch tätig war (BZ. 9. Januar 1835). Seit Juli 1836 bringt die Zeitung — sicherlich als Nachahmung der „Politischen Rückblicke" Schöns in der Schlesischen Zeitung — jeden Sonnabend einen ständigen Leitartikel unter der Überschrift „Politische Zustände", den wohl Vaerst zum großen Teil selbst schrieb.

Schon nach knapp zweijähriger Tätigkeit ist die Redaktion äußerst stolz auf ihre Arbeit und verkündet, daß die Zahl der seit eineinhalb Jahren gebrachten Originalaufsätze bei weitem die Zahl der Originalbeiträge übertreffe, die in den 14 Jahren ihres früheren Bestehens erschienen seien. Dadurch wäre die Zeitung in ihrer politischen Meinungsäußerung sehr selbständig geworden und hätte schon viele auswärtige Blätter veranlaßt, Artikel aus ihren Spalten nachzudrucken (BZ. 10. Dezember 1835). Vaerst faßte bei dieser Aufstellung natürlich nur die politischen Nachrichten ins Auge, denn in ihrem Kulturteil erreichte die Zeitung nicht jene Vielseitigkeit, die sie unter Schall besaß. Trotzdem wird die „Bücherschau" fortgesetzt, — meistens werden jetzt ganz im Sinne des neuen Redaktionsprogrammes Bücher der Breslauer Verlage besprochen — ebenso findet man theaterkritische Artikel, doch alle kulturellen Ereignisse werden wesentlich kürzer behandelt.

Der Redaktion lag wohl überhaupt nicht viel an einer einheitlichen Kritik, wie sie bereits Schön durch genaue Ressorttrennung angestrebt hatte. Sie ließ z. B. die zahlreichen Gastspiele der Schauspielerin Schröder-Devrient von mehreren Verfassern beurteilen und weist sogar einige polemische Angriffe aus dem Leserkreis auf Artikel über die Schröder-Devrient nicht zurück. Gleichzeitig setzt sie die Bemerkung hinzu: „Wir hegen das feste Vertrauen zu unsern geehrten Mitarbeitern, daß sie das Feld einer freien Diskussion nicht scheuen" (BZ. 13. Juni 1835). In der ersten Zeit der neuen Ära schreibt der bereits früher erwähnte Doktor Nimbs die Theaterkritik. Außerdem findet man häufig mit „Sintram" unterzeichnete Besprechungen. Sie verraten durchaus nicht immer eine „gewisse Nüchternheit", wie sie Oehlke (S. 90) feststellen zu müssen glaubte. Sintram ist ein Deckname für Heinrich Thilo, der von 1834—1839 Zivilsupernumerar bei der Breslauer Regierung war. Manche seiner Kritiken, besonders über Stücke, die ihn wohl mehr interessierten, sprechen in der Prägung ihrer Worte und Wortspiele und ihren recht vielsagenden und geistvollen Stileigentümlichkeiten unmittelbar an, sodaß man auch bei ihm Schalls Einwirkungen auf die nachbiedermeierische Journalistengeneration spürt. Außerdem begegnet man Theaterkritiken von Julius Sincerus (z. B. 3. Januar, 11. April 1837), Robert Bürkner (z. B. 27. Dez. 1837), Julius Epstein (z. B. 27. Mai 1837).

Sintram liefert etwa seit 1839 keine Theaterbesprechungen mehr. Die

neuen Kritiker, die sein Amt weiterführen, bringen auch eine neue Haltung. Denn mit den Erkenntnissen von den politischen Aufgaben der Zeitung hat sich immer stärker eine Abneigung gegenüber der Überfülle an Theaterbesprechungen durchgesetzt. Ein mit zwei Sternchen unterzeichnender Theaterkritiker betont, daß die Spalten der Zeitung jetzt hauptsächlich der Politik zur Verfügung ständen, und daß deshalb nicht Raum für eine längere Kritik vorhanden wäre (BZ. 17. Februar 1840).

Die stärkste eigene Note im kulturellen Teil der Zeitung verrät allmählich immer mehr die Literaturkritik. Hier ist neben klug geschriebenen Besprechungen von Kahlert (über Immermanns „Epigonen", 26. August 1836), von Sintram, Julius Sincerus und einigen recht schulmeisterlichen Kritiken des damaligen Direktors des königlichen Friedrichsgymnasiums Kannegießer (z. B. 12. und 29. Oktober 1836) ganz besonders die feinsinnige und weitblickende Buchkritik aus der Feder Karl Eitners zu erwähnen. Eitner lebte damals — nach seinem theologischen und philosophischem Studium an der Breslauer Universität — als Schriftsteller und Privatgelehrter in Breslau und ging 1841 nach Weimar, wo er zahlreiche fremdsprachige Werke übersetzte.

Mit großem Verständnis verfolgt Eitner in der Breslauer Zeitung die literarischen Richtungen der Zeit. Sein Bemühen geht darauf hinaus, die Literatur in ihren tagesgebundenen Äußerungen und ihren geschichtlichen Entwicklungsstufen zu erkennen. Er beginnt bereits im Jahre 1836 mit seiner literarkritischen Tätigkeit. Denn mehrere Bücherartikel dieser Zeit — vorerst allerdings nur —tn— unterzeichnet — müssen ihrer ganzen Anlage nach von ihm stammen. Sehr bemerkenswert sind Gedanken, die er bei der Besprechung eines Bändchens Lyrik äußert: „Das Ich als Ich gilt nichts mehr, es sei denn der Spiegel der allgemeinen Gesinnung" oder weiter: „Der Sänger erringt sich jetzt nur Wertschätzung als Vertreter vaterländischer Interessen . . ." (BZ. 21. Januar 1836). Immer wieder erweist sich Karl Eitner als einer der tüchtigsten Literaturkritiker der Breslauer Zeitungen und Zeitschriften, der aus der Fülle der Neuerscheinungen die rechten Bücher erkennt und herausgreift. Dabei ist er um einen sehr gepflegten Stil bemüht, der gerade deshalb journalistisch im besten Sinne des Wortes ist. Er schreibt auch eine Reihe kluger Buchartikel über die Lage der Dichtung seit Goethe und Schiller (z. B. BZ. 6. Februar 1838) und beginnt in den ersten Nummern des Jahres 1838 einen längeren Artikel „Bücherschau mit einer Übersicht über die Haupterscheinungen der philosophischen und poetischen Literatur im verflossenen Jahre" (BZ. 18. Januar 1838). Später veröffentlicht er eine recht umfangreiche Abhandlung „Einige Worte, die neueste Shakespeare-Literatur in Deutschland betreffend" (16. Okt. 1839). Jedoch ist dieser Beitrag mehr ein wissenschaftlich-ästhetischer Aufsatz ohne wesentliche journalistische Elemente.

Auch auf dem Gebiete der Kunstkritik bewährt sich Eitner als ein sachverständiger und kundiger Journalist. Seit 1828 hatte der Sekretär der Sektion für Kunst in der Schlesischen Gesellschaft, Dr. Ebers, die Besprechun-

gen der regelmäßigen Ausstellungen übernommen. Die Ausstellungen des Jahres 1835, 37 und 38 werden jedoch von Eitner einer kritischen Würdigung unterzogen, während Ebers in dieser Zeit an der Schlesischen Zeitung sein Amt fortführt. (Im Jahre 1837 — SPZ. 9. Juni No. 132 — schrieb allerdings Schön die Ausstellungsbesprechung.) Im Jahre 1839 übernimmt dann Eitner in der Schlesischen Zeitung die Kunstkritik, während von jetzt ab Ebers wieder in der Breslauer Zeitung tätig ist.

Als Musikkritiker finden wir neben Kahlert, der besonders in der Mitte der dreißiger Jahre Konzerte bespricht, auch wieder Mosewius mit gelegentlichen Beiträgen vertreten, ferner Dr. Nimbs, der das erste Breslauer Symphoniekonzert, das von Seidelmann geleitet wurde und im wesentlichen von der Theaterkapelle ausgeführt worden war, würdigt (BZ. 21. Jan. 1839).

19.) 1838: das erste Mal „Unterm Strich".

Das Jahr 1838 ist für die Entwicklung des Feuilletons in Breslau bemerkenswert durch die kurze erstmalige Einführung des Strichs innerhalb der Zeitung. Am ersten Oktober erscheint er auf der ersten Seite der Breslauer Zeitung und trennt etwa ein Drittel der Seite ab. Die neue technische Einrichtung ändert jedoch keineswegs das Feuilleton in seiner Gestalt oder bringt eine endgültige Zusammenfassung alles dessen, was heute im allgemeinen jener Teil „Unter dem Strich" enthält (der ja größtenteils gleichgesetzt wird mit „Feuilleton"). Eine Untersuchung des Inhalts wird das deutlich werden lassen. Der neue Teil der Zeitung beginnt mit „Lokales", also einer Rubrik, die zwar durch Vaerst bereits ein Teil des Gesamtorganismus Zeitung war, doch nur in beschränktem Umfang, etwa auf dem Gebiet des schon erwähnten Lokalfeuilletons, zum kulturellen Teil der Zeitung gehört. In späteren Nummern kommen noch Meldungen aus der Provinz und besonders die gar nicht zum Feuilleton gehörende Rubrik „Industrie und Handel" hinzu. Die früher „Miszellen" genannten Beiträge erscheinen jetzt unter einer Rubrik „Mannichfaltiges". Immer noch sind hier vielerlei Nachrichten gesammelt, die unterhalten und Neugier und Lesebedürfnis des Zeitungspublikums vielfältig befriedigen. Man findet Anekdoten, Merkwürdigkeiten, Meldungen über seltsame Mordfälle, Brände usw.

Neu ist lediglich die Rubrik „Wissenschaft und Kunst". Sie enthält Nachrichten aus der gelehrten Welt, Meldungen über neue wissenschaftliche Werke und die literarischen Richtungen der Zeit, ferner Berichte über dramatische und theatralische Werke und Theaterneuigkeiten. Außerdem findet man Buchkritik, Nachrichten von Kunstveranstaltungen und die Theaterbesprechungen von Sintram. Vaerst nahm also ganz deutlich die Anregungen, die wenige Monate vorher (Mai 1838) durch die Einführung des Strichs in der „Kölnischen Zeitung" von diesem Blatt ausgingen, in seine Zeitung auf (Vergl. Meunier S. 72) und versucht mit der immer umfassender werdenden Rubrik „Wissenschaft und Kunst" die gesamten Kulturerscheinungen nicht nur Deutschlands zu erfassen. Er veröffentlicht

Meldungen, gibt aber auch dem längeren Artikel größeren Raum. Mit dem Beginn des neuen Jahres (also 1839, nicht 1840, wie Meunier-Jessen, S. 73 berichten) hört dieser neue Teil „Unter dem Strich" wieder auf. Die einzelnen Rubriken bleiben jedoch bestehen, so „Kunst und Wissenschaft" oder „Mannichfaltiges" usw.

Von dem gleichen Zeitpunkt ab erscheint der Textteil der Breslauer Zeitung dreispaltig, nachdem bereits zusammen mit der Schlesischen Zeitung im Herbst 1836 das Format vergrößert worden war. Seit dem 1. Juli 1838 zeichnet neben Vaerst noch H. Barth, der Verleger, als verantwortlicher Redakteur. Er mag wohl auch den größten Teil der redaktionellen Arbeit geleistet haben.

*

Während am Ende der dreißiger Jahre in Schöns Blatt eine Durchsetzung des Zeitungsinhaltes mit den stilistischen Elementen des französischen Feuilletonismus feststellbar ist, kann man die gleiche Beobachtung jetzt auch im Textteil der Breslauer Zeitung machen. Ein Feuilletonist R. L..., oder R. L...r, veröffentlicht zahlreiche, von witzigen und unterhaltsamen Stileigentümlichkeiten gekennzeichnete Artikel und schreibt die erste, in der Zeitung zu findende Skizze „Der Christmarkt in Kroll's Wintergarten", die allerdings trotz ihres Namens Skizze mehr eine feuilletonistische Plauderei ist (BZ. 15. Dez. 1840). Die Beiträge dieses R. L. ähneln im Stil sehr den mit L. unterzeichneten Artikeln Schöns und dürften wohl aus der Feder des Mannes stammen, gegen den sich Schön einmal ausdrücklich wendet. Seit 1840 schreibt dann der bereits erwähnte, mit zwei Sternchen unterzeichnende Kritiker Besprechungen über neueste literarische Erscheinungen. Er verrät sehr viel Kenntnisse und ein sicheres Urteil [8]). Sehr bemerkenswert ist die schroff ablehnende Haltung des Kritikers dem Jungen Deutschland gegenüber (BZ. 31. Okt. 1840).

Vaerst führte in dieser Zeit auch die ersten Illustrationen zu einzelnen Arikeln ein. So wird einem Beitrag über den Krieg in Afghanistan eine lithographierte Karte beigegeben (BZ. 24. Dez. 1839), oder die äußerst lebhafte Diskussion über das geplante Breslauer Friedrichs-Denkmal wird noch heftiger durch die Beigabe beider Entwürfe in einer Abbildung (BZ. 22. Febr. 1840).

Auch die Männer des eigentlichen Breslauer Vormärz melden sich in den Spalten des Blattes. Einer ihrer wichtigsten Vertreter, Dr. M. Elsner, schreibt öfters Buchkritiken (16. Nov. 1839, oder über die Erinnerungen von Steffens 21. Aug. 1840). Es ist anzunehmen, daß sich seine Tätigkeit nicht nur auf die mit seinem Namen gekennzeichneten Beiträge beschränkte. Möglicherweise ist er der schon erwähnte mit zwei Sternchen unterzeichnende Kritiker.

---

[8]) Ein alter handschriftlicher Zusatz des im Archiv Korn aufbewahrten Exemplars vom 5. Nov. 1840 lautet bei einem dieser mit zwei Sternchen gekennzeichneten Artikel: Dr. Elsner.

20.) Das politische Feuilleton der vierziger Jahre.

Ein Jahrhundert aus der Geschichte des Breslauer Feuilletons wurde damit in seinen historischen und personellen Bedingtheiten untersucht. Es wurde schon gesagt: in den vierziger Jahren beginnen neue Entwicklungslinien, die in die zweite Hälfte des Jahrhunderts weisen und nahezu bis in die Gegenwart, wenn auch nur indirekt, nachgewirkt haben.

Die äußeren geschichtlichen Bedingungen verändern sich im wesentlichen nicht mehr. Wir sahen, wie aus dem zunächst zufälligen, meist an die Person des leitenden Redakteurs gebundenen Besprechungen auf den einzelnen Gebieten der künstlerischen Betätigung — Theater, Musik, bildende Kunst usw. — sich die regelmäßige Kritik, sogar mit genauer Abgrenzung der Gebiete an die einzelnen Mitarbeiter, herauskristallisierte (unter Schön), wie sich aus den gelehrten Nachrichten im Zeitraum eines Jahrhunderts die Rubrik „Kunst und Wissenschaft", die sich bis heute in der Presse findet, entwickelte. Wir sahen auch die technischen Neuerungen, die Formatvergrößerung, die allerdings nur für kurze Zeit sich durchsetzende Einführung des Feuilletonstriches, die ständige Vergrößerung des eigenen Mitarbeiterstabes. Außerdem stellten wir die Anfänge der endgültigen Politisierung der Zeitung und ihres Feuilletons fest.

Die vierziger Jahre sind gekennzeichnet durch eine noch stärkere Durchsetzung der gesamten Zeitung mit den neuen politischen Ideen und einem neuen publizistischen Veranwortungsbewußtsein. Rudolf Hilscher wird im Jahre 1840 leitender Redakteur der Schlesischen Zeitung und gibt ihr eine ganz bewußt politische Haltung (Jessen S. 264). Auch die Theaterkritik wird durch ihn weiterhin aus biedermeierischer Enge und ihren Zufälligkeiten herausgelöst und in größere Zusammenhänge hingestellt[9]). In den vierziger Jahren hört der Subjektivismus in der Kritik auf, als Max Kurnik Redakteur der Breslauer Zeitung wurde und dort seine neuen Gedanken über das Feuilleton einführte[10]). Er löst vor allem auch die enge Bindung zwischen Theater und Theaterkritik auf, wie sie bei seinem Vorgänger in der Breslauer Zeitung, Dr. Nimbs, noch bestand, der Theaterartikel schrieb und gleichzeitig Dramaturg am Theater war. Kurnik führte auch zum ersten Mal den Strich regelmäßig ein (1851). Das Feuilleton der Zeitungen erhielt damit einen bestimmten Raum im Zeitungsbild zugewiesen, ohne allerdings auf ihn allein beschränkt zu bleiben.

Die historischen Daten in der Entwicklung des Breslauer Feuilletons und im Leben der Männer, die sein Aussehen bestimmten und neue Wege in der zeitungsmäßigen Gestaltung wiesen, sind damit gegeben. Auf dieser Grundlage kann nun die Untersuchung der wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Feuilleton als Kulturteil und dem geistigen Leben von Breslau und Schlesien vorgenommen werden.

---

[9]) Vergl. darüber Schwerdt: Theaterkritik S. 95 ff.
[10]) Jessen: Max Kurnik ... S. 6.

III. Die wechselseitigen Beziehungen.

DER KULTURTEIL ALS SPIEGEL STÄDTISCHEN GEISTES- UND KUNSTLEBENS.

21.) Die Überwindung des Gottschedianismus.

Die Jahre 1740—70 bedeuten innerhalb der schlesischen Literatur ein Ausruhen des Geistes in einer von Kriegswirren unruhigen Zeit, in der Tat und Wille herrschen. So reichten die Fäden, die das schlesische Schrifttum mit der übrigen deutschen Poesie verbanden, nicht weiter als bis zu Gottsched [1]). Darum ist der Kulturteil der neugegründeten Schlesischen Zeitung und vor allem ihres Beiblattes so wichtig: über diese dichterische Stagnation hinweg versucht er, wenigstens die literarische Wertung weiter zu treiben. Samuel Benjamin Klose, der Redakteur der „Schlesischen Berichte von gelehrten Sachen", steht damit ganz in jener Entwicklung der literarischen Kritik, die um die Mitte des Jahrhunderts ihren Höhepunkt mit Lessing erreicht hatte (Werner Milch: Anfänge d. lit. Kritik). Klose ist der erste Breslauer Feuilletonist; er bezeigt eine Aufgeschlossenheit den geistigen Strömungen gegenüber, die für die Zeit erstaunlich modern ist. Immer wieder nennt er sich einen Freund Lessings (z. B. SBvGS. 1767, 7. Sept.) und ist stolz auf die engen Bindungen zu dem bedeutenden Manne, auf dessen Werke er öfters hinweist, besonders auf die Hamburgische Dramaturgie. Er redet überhaupt nur in Worten höchster Verehrung von seinem großen Vorbild.

In seiner literarischen Wertung ist Klose — wohl als Schüler Lessings — überzeugt von dem Genie Klopstocks und tritt ständig für ihn und seine Werke ein. Er zieht heftig über die Kritiker an Klopstocks „Tod Adams" und der „Messiade" her und rühmt den erhabenen Schwung der Gedanken und Empfindungen des Dichters (SBvGS. 25. Juli 1757). Allerdings übersieht er dabei nicht die Schwierigkeiten, die sich bei einer Aufführung des Trauerspieles „Salomo" für das Theater ergeben würden. Diese Begeisterung für Vertreter zweier ganz verschiedener literarischer Richtungen der Zeit ist bezeichnend für die offene Haltung, mit der Klose sein Feuilleton gestaltet. Die „Gelehrten Berichte" können sich durchaus neben den entsprechenden Rubriken der übrigen deutschen Organe sehen lassen.

Klose berücksichtigt am Anfang seiner Tätigkeit vorwiegend die theologische Literatur, besonders zahlreiche Erbauungsschriften. Bald jedoch

[1]) Ausführlicher in Heckels schlesischer Literaturgeschichte.

wählt er für seine kritischen Untersuchungen literarisch bedeutsamere Werke aus. Gleichzeitig wandelt sich die Form seiner Besprechungen und trägt immer mehr journalistische Kennzeichen. Man findet jetzt Besprechungen über Joh. Elias Schlegel, Winckelmann, Ossian, daneben über zahlreiche fremdsprachige — meist lateinische und französische — Werke. Klose weist eine Parodie auf Gottscheds Cato-Tragödie sehr vornehm zurück (1765, Nr. 11, 18. März), und zeigt auch eine Sammlung vermischter Schriften von Gellert an (SBvGS. 17. Jan. 1757). Shakespeare hält er — ebenfalls unter Lessings Einfluß — für einen „Colossus unter den schönen Geistern" (1764, No. 7, 30. Juli).

Bei dieser Aufgeschlossenheit verleugnet sich trotzdem nicht eine typisch schlesische Eigenschaft: der Hang zum Sonderdasein, wie man ihn in Schlesien besonders häufig findet, der Hang zu einem Provinzlertum, das sich nach Außen hin beschaulich abkapselt und dabei doch voll unbändigen Stolzes auf die Heimat ist. Klose weist auf Herders „Kritische Wälder" mit lauter Stimme hin — und füllt dann wieder ganze Spalten mit Lobeshymnen auf längst vergessene Gelegenheitspoetereien unbekannter schlesischer Reimschmiede. Eine Besprechung über ein Werk des Breslauer Theologen Burg wird folgendermaßen eingeleitet: „Wenn auch Breslau ein ganzes Jahrhundert durch nur einen Wolf, nur einen Burg hervorgebracht, so kann es stolz auf ihre Größe, auf ihre ausgebreiteten Verdienste sein" (SBvGS. 1768, 25. Juli). Eine Heldenode der Karschin, der „schlesischen Sappho" [2]), die von ihr selbst dem Blatt eingeschickt worden war, muß er deshalb auch recht gut einführen: „Schlesien ist, was die schönen Wissenschaften anbetrifft, jetzt so glücklich, daß Frauenzimmer von Geschmack sich mit denselben bekannter zu machen suchen. Dieser dem schönen Geschlecht so würdige Entschluß und noch einige andere Umstände lassen uns hoffen, daß der gute Geschmack bei uns sich in die Höhe schwingen werde" (SBvGS. 28. Febr. 1757). Noch einmal greift er dieses Thema in dem nächsten Stück der Schlesischen Berichte auf. Er gibt dabei der Hoffnung Ausdruck, es werde sich in Schlesien bald eine Gesellschaft von schönen Geistern unter den Frauenzimmern verbinden und die berühmte Frau Karschin gewißlich ein würdiges Mitglied dieser schönen Gesellschaft abgeben.

Klose versucht in Einleitungen, die er manchen Artikeln mitgibt, und natürlich in seinen eigenen Beiträgen, mit seinen Lesern in enge Fühlung zu kommen. Es ist dabei bezeichnend für seine journalistische Auffassung, daß für ihn auch das Wort „Neugier" bereits ein bestimmender Faktor bei seiner redaktionellen Tätigkeit ist. Als er einmal kurz sein Redaktionsprogramm skizziert, setzt er jedenfalls dieses eigenartige Phänomen in Rechnung. Er schreibt „Wir haben uns selbst das unverletzliche Gesetz vorgeschrieben, die Neubegierde unserer Leser nur mit solchen Schriften zu unterhalten, die einer genaueren Aufmerksamkeit und vorzüglichen Achtung werth sind" (SBvGS. 30. Jan. 1758 No. 1).

[2]) Die Einordnung der K. in die schlesische Literatur ist an sich unbegründet, da sie bei Schwiebus (Prov. Brandenburg) geboren wurde. Doch kann diese Tatsache bei der Betrachtung des heimatstolzen S c h l e s i e r s Klose unbeachtet bleiben.

Klose überwindet also dadurch, daß er — vorläufig allerdings nur kritisch und hinweisend — in seinem Feuilleton auf die neuen Größen der Zeit aufmerksam macht, den Gottschedianismus, in dem die schlesische Dichtung noch befangen war. Die Breslauischen Nachrichten von Schriften und Schriftstellern und in ihnen vor allem Lentner, der — wie ich früher bereits betonte — (S. oben S. 17 ff.) wesentlich das Blatt beeinflußt haben mußte, gehen einen Schritt weiter. Noch stärker wird das schlesische Element herausgestellt. Klose wollte nur die schlesischen Gelehrten und Wissenschaftler in seiner Beilage berücksichtigen; Lentner führt die schlesische Dichtung ein, allerdings mit kritischer Einstellung ihren allzu provinziellen Zügen gegenüber [3]). In seiner Einleitung zur schlesischen Anthologie spürt man einen klar denkenden Kopf, und in dem Vorwort zur zweiten Sammlung der Anthologie vom Jahre 1774 richtet Lentner sogar eine deutliche Absage an manche allzu schlesischen Dichter: „Junge Genies aufzumuntern — wenn sie sich anders wollten aufmuntern lassen — das war mein Gedanke; nicht zu beweisen, daß auch Schlesien Leute nähre, die einen Vers machen". Da er den einzelnen Gedichten der Anthologie jeweils kritische Äußerungen mitgegeben hat, ist es durchaus möglich, daß er auch an dem kritischen Teil der Breslauischen Nachrichten mitwirkte.

Die einzelnen Besprechungen in den Nachrichten verraten jedenfalls wieder einen literarisch geschulten Blick. Die Sturm- und Drangdramen erhalten eine eingehende Würdigung. Goethes Götz wird mit Shakespeare verglichen und trotz einiger Einschränkungen als bedeutendes Werk anerkannt (BNvSuS. 12. Febr. 1774). Bemerkenswert ist der Schlußsatz der Besprechung: „Dieser vielversprechende Mann heißt Johann Wolfgang Götze (so!), ist zu Frankfurt am Mayn geboren, und lebt daselbst als Doctor der Rechte." In der nächsten Nummer wird erst der Satzfehler berichtigt. Über den Werther drucken die Nachrichten am 12. Nov. 1774 eine ziemlich kurze Besprechung, während eigenartigerweise Nicolais „Freuden des jungen Werther" sehr energisch verteidigt werden (BNvSuS. 28. Jan. 1775). Eine Besprechung von Klingers „Otto" stellt die weiteren Dramen des Sturmes und Dranges zur Diskussion (7. Okt. 1775), wobei jedoch stets Goethe als das größte Genie hingestellt wird. Erst in der Romantik, besonders bei Schall, kann man in der Breslauer Presse eine derartig eingehende Beschäftigung mit Goethe wiederfinden.

Die Bestrebungen Kloses und der Breslauischen Nachrichten berühren sich mit den Zielen der gleichzeitigen schlesischen Literatur. Die Dichtung der Provinz im Südosten legte damals alles darauf an, bei den Stämmen des Altreiches jene Achtung wiederzugewinnen, die ihr Opitz verschafft hatte [4]). Der Tod Lentners mußte gerade bei diesen Bemühungen, an denen er nicht unwesentlichen Anteil hatte, von den Zeitgenossen als ein schwerer Verlust angesehen werden. Der Nachruf auf ihn ist darum besonders bedeutungsvoll: „Sein Verlust, so wenig ihn die schöne Literatur Deutsch-

[3]) Über Lentners literarische Tätigkeit vergl. auch: Herzog, Musenalmanache S. 22 ff.
[4]) Näheres hierzu in Heckels schles. Literaturg.

lands empfinden wird, muß der schlesischen bei ihrer traurigen Figur weh tun" (BNvSuS. Jg. 1776, S. 166).

Außerdem ist ein wesentliches journalistisches Element in Kloses „Gelehrten Berichten" wie in den „Breslauischen Nachrichten" spürbar. Beide Blätter gehen von jener Wechselwirkung zwischen Zeitung und Leser aus, beide wenden sich mit persönlicher Anrede an ihre Leserschaft, ohne — wie es in der Zeit üblich — aufklärerisch oder moralisierend belehren zu wollen. Die Breslauischen Nachrichten betonen ausdrücklich — wie wir sahen —, daß sie gerade für ihre nicht wissenschaftlich vorgebildeten Leser schreiben. Die „Tendenz der Unterrichtung" geht auf einen Austausch von Meinungen innerhalb einer gleichgestellten Gesellschaft.

Trotzdem fehlen andere wichtige zeitungsgemäße Züge bis zu Schall. Das Feuilleton des 18. Jahrhunderts war immer noch nicht fest an die politische Zeitung gebunden. Es erschien gesondert, wenn auch in enger Verbindung mit ihr, und besaß damit nicht jene Bindung an den Tag, die zum Journalistischen gehört.

Die erste Blüte des Breslauer Feuilletons währte nicht lange. Streits Provinzialblätter pflegten zusammen mit den anderen Breslauer Zeitschriften die Tradition, ohne jedoch journalistische Bedeutung von größerem Ausmaß zu erlangen. Als Mittelstück in jener Linie, die das frühe Feuilleton kurz nach der Jahrhundertmitte mit der Breslauer und schlesischen Romantik verbindet, mußte jedoch die Wichtigkeit der Zeitschriften für die weitere Entwicklung des Feuilletons in diesem Zusammenhang noch einmal angedeutet werden [5]).

22.) Geistiger Anschluß an das Reich.

Die Aufgeschlossenheit und gute Gestaltung des Kulturteiles der Breslauer Presse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hielt indessen nicht lange an. Überhaupt hatte Schlesien, entgegen allen Bestrebungen einsichtsvoller Männer (Lentner), in den Jahrzehnten nach den schlesischen Kriegen den geistigen Anschluß an das Reich immer noch nicht gefunden. Das übrige Deutschland wiederum hatte höchst unklare Vorstellungen von dem südöstlichen Grenzland. „Mir kamen die Schlesier wie ein halb slavisches Volk vor", schreibt Henrik Steffens bei seiner Berufung an die Breslauer Universität („Mein Leben", 7. Band S. 1). Nur die Namen von Garve, Fülleborn und Manso waren ihm geläufig. Zwei dieser Männer kannte er nur durch Urteile anderer, Manso sogar nur durch den Xenienstreit (Band 7, S. 2/3).

Die Schlesische Zeitung blieb in ihrer Aufmachung seit Jahrzehnten so langweilig, wie es die alten Nachrichtenzeitungen waren. Das kurze Feuilleton des Jahres 1810, das ästhetische Zwischenspiel, wie wir es nannten,

[5]) Heckel hat in seiner Arbeit über die Geschichte der schlesischen Provinzialblätter dargelegt, welche wichtige Kulturerscheinung diese Zeitschrift im geistigen Leben Schlesiens darstellte, sodaß in diesem Zusammenhang nur auf seine Untersuchung hingewiesen zu werden braucht.

änderte daran nichts. Der Redakteur und Verfasser der Hauptartikel, Dr. Heidemann, war Ästhet und Philosoph und nicht ein Schriftsteller mit wesentlicher journalistischer Begabung. Das Gerüst seines Urteils waren — wie A. Schwerdt (S. 55 ff.) in ihrer eingehenden Betrachtung seiner Tätigkeit ausführt — der deutsche Idealismus und besonders Schillers ästhetische Schriften. Zwar stand er mit seinen Lesern in Verbindung oder versuchte es wenigstens, mit ihnen in Verbindung zu kommen. Aber er wandte sich stets nur an eine bestimmte Schicht. So widmete er seine Rätsel etwa „den ingeniösen Lesern" oder „der eleganten Welt". Wenn er auch in einem Artikel „Einige Worte über Göthe und Schiller" (SPZ. 26. Febr. 1810) reiche Belesenheit verrät, und wenn ein derartig umfangreicher kultureller Teil, wie man ihm in dem Vierteljahr seiner Tätigkeit begegnet, seit Klose und Lentner nicht zu finden war, so fehlte ihm doch die publizistische Wirkungsabsicht. Heidemann verrät zwar eine tiefgehende philosophische Schulung, die er zu nutzen und ins Leben umzusetzen sich bemüht, allein er lebte trotzdem im Grunde am Leben vorbei. Ein Artikel „Meine Wünsche" spricht das aus (SPZ. 3. März 1810): Er wünscht sich ein ländliches Haus auf einem Hügel, ein Studierzimmer mit den klassischen Werken von Goethe, Schiller und Herder, dazu Freunde und ein geliebtes Weib und gut zu essen. Diese Wünsche nach einem beschaulich-weltenfernen Leben sind völlig unverständlich in einer Zeit der politischen Ohnmacht des Volkes.

Die Verlegung der Frankfurter Viadrina im Jahre 1811 und ganz besonders die Befreiungskriege ändern das Bild vollständig. Die neue Universität schuf einen geistigen Mittelpunkt in Breslau, der durch seine Mitglieder bald über Schlesien hinaus Bedeutung erhalten sollte. Und die Erhebung gegen das fremde Joch machte das südöstliche Grenzland und seine Hauptstadt zum Ausgangspunkt einer geschichtlichen Entwicklung von nachhaltiger Wirkung für die Geschicke Europas. „Das Land wurde wahrhaft deutsch, indem es wahrhaft preußisch wurde" (Heckel, Schl. Monatsh. Jg. 1934, S. 10 ff.). Der Strom beginnt, seine Richtung zu ändern. Schlesien, das lange Zeit sich selbst genügte, teilt jetzt aus der Fülle seines Geistes auch dem übrigen Deutschland vieles mit.

Natürlich mußten sich beide für die Geschicke der Provinz so wichtigen Ereignisse auch in der Breslauer Presse auswirken. Die Bindungen zwischen der Zeitung und der großen geschichtlichen Freiheitsbewegung sollen noch betrachtet werden. Den Anteil der neuen Hochschule an der Breslauer Presse kann man nicht erkennen, ohne zunächst die journalistische Bedeutung Karl Schalls untersucht zu haben. Es zeigt sich hier die bemerkenswerte Tatsache, daß Schall mit seinem betont breslauisch-schlesischen Wesen durch seine Zeitung trotzdem die Schlesier herausführte aus ihrem immer noch eigenbrödlerischen Sonderdasein und die Angliederung an das Reich und an die großen Strömungen der Literatur durch seine journalistische Tätigkeit wesentlich förderte. Es ist jedenfalls ganz augenfällig, wie Schalls Mitarbeiter, die Dozenten der Universität, die zu einem erheblichen Teil nicht aus Schlesien stammten, eingehen in das schlesische Wesen, das auch in

Schalls Zeitung lebte, ihm einesteils ein größeres, über die landschaftlichen und stammestümlichen Grenzen hinausgehendes Gepräge geben und doch auf der anderen Seite in das schlesische Sonderdasein sich einfügten, wie es sich wieder in der Breslauer Presse zeigte.

23.) Schall und die geistigen Strömungen der Zeit.

Der Kulturteil einer Zeitung ist ein Spiegel — so versuchten wir es früher zu erklären — und hat drei Funktionen: eine aufnehmende, eine widerspiegelnde und eine ausstrahlend-wirkende. Es wurde gleich betont, daß diese drei Funktionen schwerlich überall genau zu unterscheiden sind. Am schwierigsten ist dieser Versuch bei dem Feuilleton des Breslauer „Freudenmarschalls" und ersten wirklich von der Zeitung und ihren besonderen tagesgebundenen Aufgaben ausgehenden Feuilletonisten Karl Schall. Seine Persönlichkeit und die Struktur seines Feuilletons, Aufnehmen und Ausstrahlen, alles das geht so sehr ineinander über, daß man nur selten scharfe Trennungen vornehmen kann.

Was Schall mit seiner Zeitung plante, das hat er in einem Vorwort zu seinen Berliner Briefen mitgeteilt (BZ. 1. Juli 1826): „Wenn ich . . . . ohne bescheidenes oder objektives Gethue aus meiner eigenthümlichsten Ichheit heraus schreibe und urtheile . . . . so liegt das in der Art solcher Mittheilungen, wie die, welche ich zu machen beabsichtige." Er wehrt sich gegen den Vorwurf, so etwas passe nicht in eine politische Zeitung, mit dem Hinweis, daß er eben keine politische Zeitung redigiere, sondern „daß sie immer mehr und mehr nach vielumfassender Mannigfaltigkeit und breslauisch-schallischer Eigenthümlichkeit streben soll". In diesem Dreieck ist seine Zeitung und ihr Stil begrenzt. Vielumfassende Mannigfaltigkeit, Breslau, das als Hauptstadt geistiger Mittelpunkt der ganzen Provinz ist, und seine „eigenthümlichste Ichheit", das ganze reiche schallische Wesen, sind die drei Faktoren, mit denen sein Blatt Anteil nimmt an der Zeit und sein Feuilleton zu einer Kulturerscheinung im städtisch-bürgerlichen Leben Breslaus wird. Diese Bedeutung Schalls und seiner Zeitung hat schon August Kahlert in seiner Schrift über die schlesische Literatur gesehen: „Die von ihm gegründete Breslauer Zeitung . . . . bietet ein sehr reiches Material zur Kenntnis des ästhetischen Treibens der schlesischen Hauptstadt, in welcher Schall lange Zeit hindurch eine sehr bedeutende Rolle spielte" (S. 122).

Schall, dessen Wesen aus französischem Esprit, leichter Freiheit des Geistes, Behendigkeit und Aufgeschlossenheit — als Erbteil seiner französischen Mutter — und typischer Schlesierei mit Hang zur gemütvollen Geselligkeit und bequemer Behaglichkeit eigenartig gemischt ist, fing in seinem Feuilleton alle geistigen und künstlerischen Strömungen der Zeit ein. Er ging in Fragen der Kultur seinen Landsleuten weit voraus.

Trotzdem sagten schon die Zeitgenossen, Schall hätte mehr leisten kön-

nen [6]), und die neuere Literaturforschung wiederholt dieses Urteil [7]). Als ob die Revolutionierung des Breslauer Feuilletons und der journalistischen Literaturbetrachtung nicht genug wäre! Freilich hat sich Schall in seiner Arbeit nicht bis zur äußersten Konzentration angestrengt, und es langte für große und bedeutende Werke bei ihm niemals. Aber was er in den Spalten seiner Zeitung geschrieben hat, das ist lebendig und vielseitig und wirksam genug. Ist diese in vielen Tausenden von Zeilen verstreute Arbeit des Tages, die von zahlreichen begeisterten Lesern beachtet wurde und heute noch unterhaltsam zu lesen ist, nicht mehr als ein paar Bände, die er vielleicht hätte schreiben können, die aber heute auf Bücherregalen unbenutzt verstaubten?

Schall war überaus belesen und besaß zahlreiche persönliche Bindungen zu den führenden literarischen Geistern der Zeit. Das kommt ständig in seiner Zeitung zum Ausdruck. Neben seinem großen Lehrmeister Goethe war ihm Tieck stets geistiges Vorbild. Bei einer Theaterkritik zitiert Schall einen längeren Teil aus einem Artikel Tiecks in der „Abendzeitung" und setzt hinzu: „Mit diesem Urteil meines hochverehrten Freundes vollkommen übereinstimmend, wie vermöchte ich es besser auszudrücken!" (BZ. 15. April 1824). Bei einer Miszelle, die von einer Ehrung Eichendorffs in Berlin berichtet, verfehlt Schall nicht, eine Fußnote über den „trefflichen, liebenswürdigen Dichter, der seinem Vaterlande große Ehre macht" hinzuzufügen. Eichendorff habe ihn außerdem, wie er weiter mitteilt, bei seiner Durchreise in Breslau aufgesucht und ihm von seinen zukünftigen Plänen erzählt (BZ. 19. Aug. 1826). Schalls literarische und dramatische Vorlesungen müssen im Kulturleben der Stadt eine große Rolle gespielt haben. Sogar die Schlesische Zeitung berichtet darüber und stellt den Rezitator in eine Reihe mit Tieck und Holtei (SPZ. 24. Dez. 1825).

Während seiner jahrelangen journalistischen Tätigkeit nennt er alle literarisch bedeutsamen Männer der Zeit, von denen die Schlesier bisher in dem einzigen Blatt der Provinz, der Schlesischen Zeitung, kaum etwas vernahmen. Die Theaterkritik (vergl. darüber ausführlicher A. Schwerdt, S. 72 ff.) erhielt unter ihm eine neue, über Lessing — und damit Klose — hinausgehende Form. Lessing führte die theoretische Kritik in die Zeitung ein und legte außerdem seine kritischen Überlegungen in einem Drama, also dem literarischen Bestandteil der Gesamterscheinung Theater, dar. Schall lebt dagegen in der sichtbaren Welt des Theatralischen, der Bühne und ihren Schauspielern. Er geht an die journalistische Darstellung dieser Welt — im Gegensatz zu Lessing — nicht mit dem Gedanken, mit dem Verstand, sondern mit der überquellenden Fülle seines Gemüts heran. Freilich wird dann häufig seine Zeitung bei diesem Fehlen logischer Momente und dem Überwiegen des Gefühlsmäßigen ein Tummelplatz für Theaterklatsch und Theaterkleinkrieg.

Zu Jean Paul hat er sein Leben lang ein ganz enges Verhältnis. Daher begeht er dessen Geburtstag festlich im Kreise einer zahlreichen Gesell-

[6]) Kahlert spricht in diesem Sinne in seiner Schlesischen Literaturg. S. 110 über Schall.
[7]) Es sei vor allem Heckel. Provinzialbl. S. 88 genannt.

schaft von Freunden, Frauen und Männern, die er zu der Feier aufgefordert hatte. Ein Bericht „Geburtstagsfestliches" (BZ. 26. März 1825) erzählt ausführlich von dieser geselligen Feier, die überhaupt bezeichnend ist für das Breslauer gesellige Leben des Biedermeier. Schall hat ein Gedicht zu dieser Feier verfaßt, dessen Schlußstrophe hier zitiert sei:

„Als Trachter und als Dichter
Laßt uns den Steckengaul
Stets richten nach dem Richter,
dem trefflichen Jean Paul!"

Schall und sein Blatt gehören also zusammen, und man spürt an diesem Bericht schon, wie der Redakteur nicht nur die literarischen Strömungen in seiner Zeitung einfängt, sondern wie beide, der dicke Freudenmarschall und die Breslauer Zeitung, eine Äußerungsform der Breslauer Kultur- und Gesellschaftslebens darstellen.

Schall war der erste Breslauer Journalist, der dem schlesischen Dialekt in seiner Zeitung weiten Raum gab. Er selbst flicht manch typisch schlesisches Wort in seine Besprechungen ein. Aus Berlin druckt er einmal einen Brief in schlesischer Mundart ab, ein Gespräch zwischen „Christian und Gottlieb aus Obernigk" über die dramatischen Vorlesungen Holteis und setzt hinzu, daß ihm diese mundartliche Sache sehr gelungen scheine (BZ. 7. Jan. 1826; der Bericht ist möglicherweise von Holtei persönlich verfaßt). Schall folgt hier augenscheinlich Anregungen der Romantik, die ihn wohl auch auf ein anderes Gebiet geführt haben. Durch die neue Universität waren Männer nach Breslau gekommen, die sich — wie Friedrich von der Hagen und Gustav Büsching, die ersten Vertreter auf dem neuerrichteten Lehrstuhl für Germanistik — mit deutscher und ganz besonders mit schlesischer Vorgeschichte und Vergangenheit befaßten. Es zeugt wieder für Schalls geistige Aufgeschlossenheit, daß er diese Männer zu seinen Freunden zählte und zur Mitarbeit für seine Zeitung gewann.

Wie in literarischen Dingen so beeinflußte Schall auch in der Musik seinen Freundes- und Leserkreis. Er hatte schon als junger Journalist zusammen mit den Größen des Breslauer Musiklebens Schnabel, Berner, Musikdirektor Förster, Prof. Siebigk und Etzler dem „Philomusischen Verein", der 1804 gegründet worden war, als Mitglied angehört und in diesem Verein, der 1806 sich wieder auflöste, einen Vortrag „Über das Melodrama" gehalten (Münzer, Konzertgesch. S. 16/17). Später war er leitend bei der Gründung der Breslauer Liedertafel beteiligt und hatte damit entscheidend auf das Breslauer sängerische Leben eingewirkt. Wenn Schall in sein Blatt — schon während des ersten Erscheinungsjahres — eine umfangreiche Musikkritik einführte und selbst mit zahlreichen Beiträgen über musikalische Ereignisse die Breslauer Zeitung ausgestaltete, so offenbart sich an ihm nur wieder ein echt schlesischer Wesenszug: die große Liebe zur Musik, die dem schlesischen Neustamm seit jeher eigen ist, und die auch seine Hinneigung zu heiterer Geselligkeit, zu fröhlichem Scherz bei Lied und Gesang, bestimmt.

In Schalls Redaktionsstube traf sich Breslaus Künstlerwelt. Hier hatte der musikverständige „Freudenmarschall" auch eine Art uneigennütziger Konzertdirektion. Denn ehe ein reisender Künstler in Breslau auftrat, versuchte er, sich mit Schall in Verbindung zu setzen, und erbat von ihm zu seinem Konzert eine Empfehlung. Schall hörte sich häufig die Künstler in Privatgesellschaften an und gab dann aus Begeisterung für ihre Kunst ihre öffentlichen Konzerte mit empfehlenden Worten in seinem Blatt bekannt (z. B. BZ. 1. Jan. 1821, 10. Febr. 1821 und viele andere). Musik, Literatur und Theater waren in Schalls Leben so beherrschend, daß für die bildende Kunst nicht viel Raum blieb. Jedenfalls hat er persönlich keine Ausstellungsbesprechungen geschrieben.

Bis in die kleinsten Teilgebiete des Feuilletons erfüllt Schall die Breslauer Zeitung mit seinem Wesen. Sogar seine Rätsel sind mehr als nur ein galanter Zeitvertreib; er versucht, eine richtige Rätselkultur zu pflegen. So druckt er ein Rätsel von Johann Peter Hebel (23. Nov. 1825) und versieht es mit dem Zusatz: „Dieses treffliche Rätsel ist vom trefflichen Hebel, dem Alemannen, von dem ich noch einige handschriftliche besitze, von denen ich nicht weiß, ob und wo sie gedruckt sind. Auf jeden Fall werden mir die räthselliebenden Leserinnen und Leser meiner Zeitung, die jene Hebelschen enigrammatischen Produkte noch nicht kennen, deren Mittheilung danken". Auf seine vielen Rätsel mit breslauisch-schlesischen Anspielungen wurde bereits hingewiesen (Siehe auch Oehlke S. 17 ff.).

24.) Schall plaudert mit seinen Lesern.

Bei aller geistigen Beweglichkeit war Schall doch — wie vor ihm und nach ihm kaum ein Breslauer Journalist — in der Enge und dem biedermeierischen Treiben der Stadt Breslau befangen. So weit seine Bildung, sein Geist, sein Wissen reichen mochten, so begrenzt war in vielen Dingen sein Lebensstil. Er ging als der beliebte Arrangeur aller heiteren Festlichkeiten, als der arbiter elegantiarum des breslauischen Kunstlebens ganz in dem familiären Ton und der gemütvoll-bürgerlichen Atmosphäre aller geselligen Veranstaltungen auf [8]). Auch Schalls Zeitung fügt sich durch die publizistische Eigenart ihres Redakteurs in das Breslauer Kulturleben ein. Denn Schall faßt sein Feuilleton im Grunde als einen großen, erweiterten Brief an alle seine Leser auf, die zugleich seine Freunde sind. Wenn e r sie auch nicht persönlich kennt, so kennen s i e ihn doch sicherlich. Der Stil seiner Zeitung ist auf einen „launig-vertraulichen Ton" abgestimmt, „mit dem so manches Naheliegende, wie in heiterer Gesellschaft zur Sprache gebracht wird", so kennzeichnet Professor Witte die Zeitung in einem Neujahrsartikel (1. Jan. 1825). Mit der gleichen Grazie, die Schalls Zeitgenossen immer in seinen Briefen und seinem Benehmen bewundern, gibt er seinen Lesern in einem Gedicht bekannt, daß er von seiner Berliner Reise wieder zurück ist, und verbindet

[8]) Die Literatur über Schall hob den Einfluß seiner Persönlichkeit auf das Breslauer gesellige Leben gebührend hervor.

diese Anzeige mit den liebenswürdigsten Neujahrswünschen. Da erinnert sein Humor manchmal direkt an Wilhelm Busch:

„Nun krämr' ich wieder arbeitsam
In meinem Novitäten-Kram . . . . .
So läßt man Ernst und Spaß erschallen
Von Hunden, wie von Nachtigallen,
Von freien und unfreien Künsten,
Von Hirn- und anderen Gespinsten,
Von Dingen städtisch oder staatisch,
So epi- als anagrammatisch;
Bald sanft gepinselt und bald grell
Berichten wir u n i v e r s e l l . . . . ."
(BZ. 5. Jan. 1825).

Schall benutzt seine Zeitung auch zu persönlich-dienstlichen Mitteilungen. So fordert er zum Beispiel Hoffmann von Fallersleben auf, ihm für die Bücherschau einen recht ausführlichen rezensierenden Artikel über Holteis Schlesische Gedichte zu schreiben und bittet ihn, „diese Worte als eine Aufforderung zu betrachten, deren recht baldige Erfüllung mich [Schall] sehr erfreuen würde" (BZ. 24. Juli 1830). Für Schall ist also seine Zeitung ein öffentliches Instrument, durch das die gebildete Welt, mit ihm als ihrem geistigen Führer, untereinander verkehrt. Die Unterrichtung, die wir als eine Wurzel der Zeitung nannten, geschieht bei ihm ganz in jener Form des gegenseitigen Austausches, bei dem der Gebende und der Empfangende auf gleicher Stufe Gedankenaustausch pflegen, die „Belehrung" also nicht spürbar wird.

Immer wieder plaudert Schall in seinem Blatt mit den Lesern. So setzt er als Fußnote unter ein eingesandtes Rätsel „Sehr willkommen" oder rückt einen Wunsch von Theaterfreunden ein: „Der Redakteur dieser Zeitung ist von vielen sehr verehrlichen hiesigen Theaterfreunden aufgefordert worden, in seinem Blatte den so allgemeinen Wunsch auszusprechen, daß . . . ein Gast im Theater noch länger bleiben solle" (BZ. 15. Mai 1829 und viele andere). Schall vermittelt auch eine Haushälterin, wie man aus der rührenden Anzeige einer Frau, die unverschuldet ins Elend gekommen ist, ersehen kann. „Der Redakteur dieser Zeitung ist erbötig, die nötige Auskunft [über die Frau] zu geben" (5. Februar 1830), lautet die Anmerkung zu diesem hilfeflehenden Inserat. Oder Schall fordert seine Leser auf, Gaben zu spenden für einen alten Veteran, der mit seinen 107 oder 108 Jahren „wohl schon als Mitfechter der Leuthener Schlacht eine wohlthätige Aufmerksamkeit verdient" (BZ. 8. Juli 1822).

Schall fühlt sich bei allen künstlerischen Veranstaltungen immer persönlich eingeladen; die geheimnisvolle Macht „Presse" gibt es für ihn nicht. Er entschuldigt sich bei seinen Lesern, wenn er einmal verhindert war, eine Theatervorstellung oder eine andere Veranstaltung zu besuchen. Eine Einladung an ihn war gleichzeitig eine Einladung an die Zeitung.

Schall verrät bei seinen Plaudereien mit den Lesern eine köstliche Art, sich über sich selbst lustig zu machen. So kündigt er mit selbstbewußter,

charmanter Frechheit und ohne viel persönliche Bescheidenheit eine Übersetzung der Märchen von Tausend und eine Nacht an, bei der er an wesentlicher Stelle mitgearbeitet hat (BZ. 29. Nov. 1824). Sein Lachen über sich selbst, das häufig in seinen Artikeln zum Ausdruck kommt, haben wohl einige Leser nicht recht verstehen können. Schall fühlt sich deshalb einmal veranlaßt, an sie ein paar deutliche Worte zu richten: „Lernt Spaß verstehen! . . . . . und was gewisse Selbstfoppungen betrifft, die Euch so ärgern und in Harnisch bringen, so laßt mich Euch als Schlußmotto dieses Druckschreibens mit Göthe sagen: Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, gehört gewiß nicht zu den Besten. Beste, das bedenkt bestens!" (BZ. 7. Aug. 1824).

Unter den „Miszellen" veröffentlicht Schall einmal einen Brief aus Neapel. Der Schreiber verwundert sich hier über die deutschen Zeitungen und fragt erstaunt, was sie doch bisweilen für Albernheiten drucken. „Nach einer derselben, die uns als eine Curiosität zugesandt worden ist, sind zwei amerikanische Waghälse mittelst eines Luftballons hier in Neapel vom Marsfelde aus in die Luft emporgestiegen und haben sich durch zwei abgerichtete, vor den Luftballon gespannte große Lämmergeier quer über den Golf von Neapel nach dem Vesuv hinüberziehen lassen! — Glaubt Ihr so etwas? Hier an Ort und Stelle weiß kein Mensch das allermindeste von einem solchen Vorgange!" (BZ. 26. Mai 1825). Schall setzt die bezeichnende Fußnote hinzu: „Ich hab's zwar aufgenommen, aber nicht geglaubt". Hier zeigt sich Schall ganz deutlich als der amüsante Plauderer, der auch auf Kosten der Wahrheit seinen Lesern eine nette Geschichte mitteilt und so die Sucht des biedermeierischen Breslau nach Neuem, nach der Sensation befriedigt. Das hat ihn und seine Zeitung bei den Breslauern und Schlesiern so beliebt gemacht, und darum schrieb auch Roland in seinem kleinen Taschenbuch „Das Buch der Hundert und Ein" (S. 23) ein sehr bezeichnendes Gedicht auf ihn:

«Sänger der Courtoisie, dem die Stich ein Sonntag des Lebens,
Und die Sontag ein Stich für das gefühlvolle Herz,
Überall bist Du bekannt, als kreuzfideler Geselle,
Drum verschriebe Dich gern wieder der „Mittwoch-Verein".»

25.) Der ernste Freudenmarschall.

Wenn man Schalls Tätigkeit in der Breslauer Zeitung rückschauend überblickt, wenn man vor allem die Grundhaltung seiner Beiträge aus den späteren Jahren genauer betrachtet, so kommt man immer wieder zur Feststellung, daß er durchaus nicht nur der heitere Charmeur war, der Falstaff des Breslauer Lebens, der Freudenmarschall, der im geselligen Treiben der schlesischen Hauptstadt wie in der Zeitung seinen Marschallstab mit Grazie schwang. Es ist vielmehr ganz eigenartig zu beobachten, wie in seiner späteren Wirksamkeit auch die ernsten Seiten seines Charakters hervortreten. Freilich hat er keineswegs eine Wandlung im Sinne einer Änderung seiner

ganzen Persönlichkeit durchgemacht, nur prägt sich die Zwiespältigkeit seines Wesens, die er immer hinter einer liebenswerten Fröhlichkeit zu verbergen wußte, deutlicher aus. Es scheint, als fühle er die Kluft zwischen dem, was er wollte und erstrebte, und dem, was er erreichte, immer mehr und als stimme ihn diese Erkenntnis da und dort ernster. Es kann darum auch in den späteren Jahren vorkommen, daß sich impulsive Heiterkeit und eine fast melancholische Haltung bei Schall seltsam mischen und der Zeitung ein ganz eigenartiges Gepräge geben[9]). In einem Artikel (BZ. 25. Januar 1825) erzählt er seinen Lesern von den Freuden eines großen Balles im städtischen Börsensaal und denkt im gleichen Bericht an das Begräbnis der Frau des Musikdirektors Mosewius, die in den Tagen des Balles gestorben war. Er schreibt hier, er habe sich, als er von dem Ball in seine acht Pfähle zurückgekehrt sei, angeregt gefühlt, zwei Sonette zu dichten, die er auch in die Zeitung einrückt. Sie sind aus ganz entgegengesetzten Stimmungen geboren, und man würde — ohne Schalls Aussage — kaum auf den Gedanken kommen, daß beide in der gleichen Nacht entstanden. Das erste ist „Das Begräbnis" überschrieben, während das zweite „Der Ball" heißt, beide sind voll Tiefe und wirklichem Gehalt.

Eine Strophe aus „Das Begräbnis" sei zitiert:

„Wie langsam zieht ein langer Zug von Wagen
Der Todten nach durch die belebten Gassen,
Den weiten Kirchhof füllen dichte Massen,
Die meisten schauen bloß, doch Viele klagen . . . ."

Das Sonett „Der Ball" schließt sich unmittelbar an diese dunklen Klänge an:

„Es rollen rasch Carossen auf Carossen
Dem Feste zu, allwo in Saal und Zimmern
Juwelen, Lampen, schöne Augen flimmern,
Vor Freude strahlend hell und unverdrossen.

Hier wo sich strömend Glanz und Lust ergossen,
Hier gilt kein Sein, hier gilt fast nur ein Schimmern,
Hat man sich nur um den Genuß zu kümmern,
Wird Balleslust am sichersten genossen.

Hier gilt es Tanzen, Spielen, Trinken, Essen
Und fröhlich seyn, die Sorgen sind für morgen;
Hier soll heut nichts als enge Schuhe schmerzen.

Die anderen Leiden soll man hier vergessen,
Vor einem Schmerz noch ist man nicht geborgen,
Amor tanzmeistert den Galopp der Herzen."
(BZ. 27. Jan. 1825).

---

[9]) Steffens berichtet von der Zwiespältigkeit im Wesen Schalls: „Ich habe nicht leicht einen Mann gekannt, der in einem solchen fortdauerndem Kampfe mit seinen oft wechselnden Neigungen stand und in diesen stets unterlag" (Bd. VIII S. 428). Er berichtet später (Bd. IX. S. 329) auch von der „finsteren Melancholie", in die Schall verfiel, als sich in der Stadt das Gerücht verbreitete, ein Schauspieler habe den Redakteur nach einer Unterredung unter vier Augen mißhandelt.

So gegensätzlich der Inhalt und der lyrische Vorwurf dieser Sonette sein mag, wenn man recht hinhört, klingt doch ein gemeinsamer Grundton in beiden, eine grüblerische, schmerzliche Stimmung, die Schall nach dem Besuch des Balles plötzlich überkommen haben muß. In das rauschende Gemälde des Balles wob sich das Bild des Begräbnisses hinein und die Terzette dunkeln in schweren Farben. Vielleicht hat Schall nur gespürt, daß er durch seine physische Anlage schneller alterte als andere Menschen und nicht mehr wie in seiner Jugend mitfeiern konnte. Dieser ernsthafte, stille Schall, der nach einem lauten Ball ganz einsam an seinem Schreibtisch zwei Sonette dichtet, von denen eins ganz in elegischem Gefühl lebt, war seinen lustigen Freunden unbekannt. Eine Leserin macht ihm auch den Vorwurf, wie er zwei solche Sonette habe nebeneinanderstellen können (BZ. 29. Jan. 1825). Er verteidigt sich dann: „Des Dichters Geist . . . sieht Schmerz und Scherz in einem Kreis verschlungen . . . . Er . . . . einet Welten."

Eine Art Altersresignation kann man bei Schall in seinen späteren Artikeln immer wieder finden. Selbst in seinem fast jahrelangen Kampf gegen den Theaterdirektor Bierey ist sie spürbar. Es fällt nicht schwer, Belege zu finden, daß er mit einem großen Idealismus dabei das Beste für die Breslauer Bühne anstrebte, daß er sich jedoch beiseite gedrängt und übergangen fühlte und seine große Eitelkeit verletzt sah. So wirkt auch ein längerer Artikel, in dem er seine Haltung in diesem Kampfe verteidigt (BZ. 4. Okt. 1827), fast wie die resignierende Lebensbilanz eines Mannes, der müde geworden ist, und dessen aggressiver, lebenslustiger Ton verklingt. Er überblickt schon hier sein Lebenswerk fast von einer objektiven Warte aus. Eine charakterliche Wandlung zum Gehässigen, Scharfen, persönlich Beleidigenden — wie man sie festzustellen glaubte — hat er jedoch nach meinem Dafürhalten nicht durchgemacht. Mit seinem starken Maße an Selbstsicherheit überschätzte er wohl mit der Zeit auch sein Urteil, so daß er nicht lange nach der Gründung seiner Zeitung dogmatisch und starr zu werden begann. Darum haben ihm später die Zeitgenossen, etwa Holtei in „Vierzig Jahre", vorgeworfen, seine Theaterkritik habe keine Haltung im einzelnen und keine Farbe im allgemeinen besessen. (Ob nicht überhaupt manche Äußerungen über diese widerspruchsvolle Persönlichkeit aus einer zu großen Zeitnähe und einem zu geringen Abstand in einigen Punkten so abschätzend sind?)

Schall fand sich in der mächtig andrängenden neuen Zeit nicht mehr zurecht. Er verlor in der Theater- und Literaturkritik die geistvolle Beweglichkeit seiner früheren Urteile. Er spricht darüber bei einer Kritik der Novelle „Die Liebesgeschichten" von Posgaru (dem späteren Professor an der Breslauer Universität Suckow). Er sei schon seit einer Reihe von Jahren der Romanliteratur, zu welcher er auch die Novellen und Erzählungen rechne, entfremdet. Nur Tieck kenne er, die anderen, selbst die allbeliebtesten und vielgepriesensten, seien ihm nur wenig bekannt. Er habe manche, die großes Aufsehen in kritischen Blättern erregt, zu lesen versucht, sei aber unbefriedigt geblieben. „So ist er [der Rezensent Schall] immer scheuer

geworden, diesem Zweige unserer Literatur seine Aufmerksamkeit zuzuwenden" (BZ. 29. Jan. 1830), bekennt er zum Schluß. Auch solche kleinen Einzelzüge, die an Schalls Charakter ernste Seiten erkennen lassen, darf man nicht übersehen, will man das Wesen und die journalistische Bedeutung des ersten Redakteurs der Breslauer Zeitung klarstellen.

So ist das Feuilleton dieses eigenartigen Journalisten gekennzeichnet durch geistige Aufgeschlossenheit und biedermeierische Engherzigkeit. Im Breslauer Kulturleben jener Jahre nach den Befreiungskriegen hat es befruchtend und bestimmend lange nachgewirkt. Seither bildet die Zeitung einen Faktor in diesem kulturellen Leben, der nicht mehr wegzudenken ist.

26.) „Junges Deutschland" (Laube) und Vormärz.

Die Politisierung der Breslauer Zeitungen zu Beginn der dreißiger Jahre begann mit eigenartigen Überschneidungen und Gegensätzen. Bis zum Jahre 1833 leitete Schall, der Vertreter des romantisch-biedermeierischen Journalismus, die Geschicke der Breslauer Zeitung. Doch es wurde schon angedeutet, daß er die neue Zeit nicht mehr verstand und mit einer etwas müden Altersresignation die Vorgänge in der Literatur verfolgte. Sein Nachfolger wurde Baron Vaerst, der legitimistische konservative Adlige. Die Schlesische Zeitung verharrte in ihrer durch die Zensur vorgeschriebenen zurückhaltenden Art.

Breslau und Schlesien standen den politischen Ideen des Jungen Deutschlands sehr vorsichtig gegenüber und verhielten sich mit Recht ablehnend. Der kurze Einbruch jener geistigen Richtung mit Laubes Theaterkritik, — die natürlich zunächst nur andeutungsweise und in groben Umrissen jungdeutsche Züge tragen konnte, wie sie erst später entwickelt werden sollten —, begann noch unter den journalistischen Fittichen von Schall. Doch bald trennten sich die beiden Vertreter so verschiedener geistiger und literarischer Grundsätze für längere Zeit, und die Meinungsverschiedenheiten sind sicherlich nicht nur in persönlichen Streitereien zu suchen. Sie lagen tiefer, oder sind mindestens heute tiefer zu werten: Es waren doch wohl zwei Epochen, die aufeinanderstießen, mag auch der jüngere Kritiker noch nicht klar formuliert haben, was er später erkämpfen wollte.

Während Laube in seinen ersten Besprechungen in Schalls Zeitung im Jahre 1829 ausführlich die einzelnen Aufführungen bespricht, stehen für ihn in der Schlesischen Zeitung dann stets nur die aufgeführten Stücke im Vordergrund. Als er sich doch einmal entschließen muß, nur von der Vorstellung, der Aufführung, zu reden, tut er das höchst ungern: „Das ist sonst die Sache der sogenannten Handwerks-Recensenten, die an den Schauspielern und Culissen doch immer etwas Positives haben, woran sie sich halten können . . . ." (SPZ. 27. April 1830). Freilich sind Laubes Kritiken in der Schlesischen Zeitung da und dort übereifrig in ihrem Ton, man spürt das große Wollen aus jugendlicher Leidenschaft und Begeisterung heraus ohne das klare Bewußtsein eines festumrissenen Zieles. Doch

bringt der junge Kritiker gerade mit seinem kecken Angriffsgeist einen frischen Ton in das Breslauer Feuilleton. „Die Kritik darf keine äußeren Rücksichten kennen, sie muß frei sein, ungefesselt wie die Luft, wenn auch wie diese oft rauh", sagt er in einer Besprechung (SPZ. 1. Febr. 1831). Mit diesen Grundsätzen führt Laube eine neue Wertung in die journalistischen Kunstkritiken ein. Deutlich macht er sich lustig über Bierbankpolitik und Philistertum (SPZ. 10. Dez. 1830), teilt Seitenhiebe auf „frömmelndes Gelichter" aus (12. Mai 1830), lehnt mit scharfen Worten Kotzebue ab (ebd.: „Wenn Kotzebues Schriften — quod Deus bene prohibeat — nach hundert Jahren noch existieren sollten, ... er hätte der Literatur einen großen Gefallen getan, wenn er ein obscurer armer Poet geblieben wäre und nur Winkelgedichte fabriziert hätte . . . ."). Mit scharfen Worten wendet er sich gegen jeden Mißbrauch des Theaters zu allerlei Schauzwecken (SPZ. 12. Aug. 1830) und unterscheidet in seiner hohen Auffassung von der Bestimmung der Bühne nur zwei Arten der dramatischen Dichtung: das Trauerspiel und das Lustspiel. Die „teutschen Schauspiele" sind für ihn eine unglückliche Zwittergattung, weil sie nicht den Mut haben, recht zu lachen und recht zu weinen. Darum brachten sie der künstlerischen Entwicklung des Theaters großen Schaden. „Iffland, Schröder und Consorten haben mit ihrer Häuslichkeit und Natürlichkeit, mit den hausbackenen, bürgerlichen Empfindungen, denen für einige Thränen das Gewünschte mit Salbung zugesprochen wird, die Poesie von unserer Bühne verdrängt und somit bei ihrem besten Willen das größte Unheil angerichtet" (SPZ. 15. Jan. 1831). Er äußert dabei die gleichen Gedanken, wie sie Houben mehrfach (S. 324ff.) in Laubes Beiträgen im Leipziger „Planeten" feststellen konnte.

Seit seinen ersten journalistischen Versuchen bleibt Laube Holtei gegenüber ablehnend. „Er (Holtei) schreibt vielleicht noch manches Cassenstück, aber die Literatur wird sein Aufhören schwerlich zu beklagen haben — und seine Freunde schaden ihm mit unzeitigem Lobe am meisten" (SPZ. 21. Aug. 1830). Mit scharfem Spott macht er sich über die Stücke der Schauspielerin Birch-Pfeiffer lustig, die damals die Bühnen zu überschwemmen begannen: „Diese Wiener Schauspielerin hat es einmal darauf abgesehen, historische Dramata zu schreiben — die Natur schafft Menschen und Affen; man sieht sie beide an; bei uns spielen sogar zur Zeit beide Comödie, man sieht beiderlei Comödie an, warum nicht auch die Birch-Pfeiffer'schen?" (25. März 1830).

Im Sommer 1831 spürt man bereits, daß sich Laubes Blick geweitet hat. Das Theater steht ihm bei seiner immer stärker politisch gerichteten Lebensauffassung nicht mehr im Vordergrund. Auf allen Seiten, so schreibt er, kämpfe die Welt um gewaltige Dinge: „Ein Zeitungsblatt ist jetzt leicht wichtiger als ein dreistündiges Stück im Theater, und unsere geistigen Bedürfnisse sind für den Augenblick zu sehr ins Große, Breite, Allgemeine gedehnt, als daß wir kleine Verhältnisse mit Wohlgefallen abspinnen sehen sollten" (SPZ. 13. Sept. 1831).

Die einzige Besprechung Laubes in der Breslauer Zeitung am 4. Mai

1832 — auf Veranlassung Schalls geschrieben — zeigt noch deutlicher, wie Laube aus der jugendlichen Enge der Aurora-Zeit herausgewachsen ist. Seine Beschäftigung mit der Politik, mit der französischen Julirevolution, von der er in seinen Erinnerungen schreibt, drängt ihn auch zu einer politischen Betrachtung des Theaters. „Drum ist's meines Ermessens ein großer Irrthum, über das Theater nicht eben auch politisch raisonnierend zu schreiben . . . ." (BZ. 4. Mai 1832). Allerdings ist ihm das theatralische Raisonnement nur eine „blasse Stiefschwester des Politisierens".

Nach Laubes Weggang von Breslau ist der kurze Einbruch des späteren „Jungen Deutschlands" im Breslauer Feuilleton zu Ende. Wie die Dichtung dieser literarisch-politischen Richtung in den Provinzialblättern keinen Niederschlag gefunden hat (Heckel, Prof. S. 90), so trägt der Kulturteil der Zeitungen nach Laube keine weiteren jungdeutschen Züge. Breslau war in seiner gesellschaftlichen Struktur zu bürgerlich im guten Sinne, es hatte soviel echte Tradition, daß die beißend-scharfen politischen Ansichten des Jungen Deutschlands nicht Fuß fassen konnten. Es macht sich vielmehr sogar in den Spalten der Breslauer Zeitungen eine immer stärkere Ablehnung dieser Richtung bemerkbar. So verurteilt Rudolph Hilscher mit deutlichen Worten die satirischen Einfälle und lächerlichen Trivialitäten nach Heinescher Manier bei der Besprechung eines Bandes „Erato" von Freiherrn von Gaudy (BZ. 2. Febr. 1830). Später wenden sich die Zeitungen ebenfalls immer wieder gegen „das Frankfurter Junge Deutschland, das — beiläufig gesagt — sehr charakteristisch den größten Papiermarkt der Bundesstaaten zu seinem Hauptquartier sich erwählt hat" (BZ. 8. Nov. 1835). Laube muß sich jetzt manches Wort des Tadels gefallen lassen, so von Karl Eitner (BZ. 25. Nov. 1837) oder auch in Kahlerts schlesischer Literaturgeschichte (S. 108/9).

27.) Prof. Schöns Kulturteil.

In diese Auseinandersetzungen um das Junge Deutschland bringt der Feuilletonteil der Schlesischen Zeitung unter Schön am Ende der dreißiger Jahre eine gewisse Wandlung. Schall stellte die Zeitung in das geistig-kulturelle Leben von Breslau und befreite die alte Nachrichtenzeitung aus der überholten Trockenheit ihrer inhaltlichen Gestaltung. Schön machte die Zeitung zu einem öffentlichen Instrument. Er nahm in seinem Blatt aus seiner politischen Haltung heraus am Kulturleben Anteil. In dem Programm, das er bei Antritt seiner redaktionellen Tätigkeit entwirft (Vergl. oben S. 50 ff.) und das er tatsächlich auch verwirklichte, sind wesentliche Grundzüge eines Kulturteils in der Tageszeitung klargelegt. Dieses Redaktionsprogramm steht zum ersten Male unter dem Gesichtspunkt der — wieder muß betont werden „zeitbedingten" — Einheit von Politik und Feuilleton. Der Ausbau des politischen Ressorts in der Zeitung, den er veranlaßte, war nach der großzügigen Ankündigung nicht denkbar ohne Schaffung eines von neuen Richtlinien ausgehenden kulturpolitischen Teiles.

Schön hat dabei Wertvolles geleistet. Die früheren Untersuchungen zeigten seine zielbewußte Arbeit in der Literaturkritik unter Heranziehung tüchtiger Mitarbeiter und bei eigener ausgedehnter Tätigkeit, sie zeigten, wie Schön — ganz im Gegensatz zu Schall — ausdrücklich betonte, die Schriften nicht nach ihrem ästhetischen oder literarischen Wert allein beurteilen, sondern ihren Inhalt, das Thema und das Stoffliche einer Betrachtung unterziehen zu wollen. Er veranlaßte also eine Wandlung in der literarischen Wertung. Als außerliterarisches Moment tritt ferner in seinem Kulturteil die Beziehungnahme auf die politischen Gegebenheiten der Zeit und die Betonung des „Vaterländischen" hinzu.

Trotz derartig tiefgreifenden Neuerungen, die den beweglichen und umfassenden Geist des ganz der Zeit lebenden Redakteurs verraten, wurde Schön, der Österreicher, in der Atmosphäre der schlesischen Hauptstadt weitgehend zum Schlesier. Ja er ging sogar — etwa als Vorsitzender der alljährlich stattfindenden Schillerfeiern — im geselligen Leben des immernoch biedermeierisch gesinnten Breslaus in weitem Umfang auf. Bei all seinen Bestrebungen, die Wirkung der Zeitung zu erweitern, zielte er außerdem darauf ab, sie mit dem schlesischen Leben eng zu verbinden. So leitet er eine Kunstausstellungskritik mit der Bemerkung ein, daß die Zeitung es als ihre Aufgabe ansehe, den fremden Künstlern wohl die höchste Aufmerksamkeit zuzuwenden, aber nur den schlesischen Künstlern eine spezielle Kritik schuldig sei. Denn über die Werke der fremden Künstler hätten sich bereits viele kompetente Stimmen vernehmen lassen, „aber über die schlesischen Künstler Bericht zu erstatten ist den schlesischen Blättern überlassen worden" (SPZ. 9. Juni 1837). Ebenso betont Rudolph Hilscher, damals noch Mitarbeiter an Schöns Zeitung, bei der Besprechung eines Gedichtbandes, daß die auswärtigen kritischen Institute wahrscheinlich diese Erzeugnisse mit einem vornehmen Seitenblick übergehen würden: „desto mehr ist es Pflicht der Schlesischen Zeitung, sich für das poetische junge Schlesien zu interessieren" (SPZ. 16. Juni 1837).

Damit wurde die Entwicklung des Breslauer Feuilletons über knapp hundert Jahre verfolgt und zu zeigen versucht, wie die verschiedenen Epochen und Entwicklungsstufen der Literatur und des künstlerischen Lebens in der Tagespresse ihren Niederschlag fanden und dadurch das Feuilleton sich auch in die geistige Entwicklung Schlesiens einordnete. Es gilt jetzt noch, in einem ergänzenden Kapitel die Stellung der Breslauer Zeitungen zur bildenden Kunst zu untersuchen.

28.) Feuilleton und bildende Kunst.

Ehe in anderen Städten Kunstvereine entstanden oder die Künstler ihre Werke in regelmäßigen Ausstellungen der Öffentlichkeit zeigten, kann Breslau schon auf eine aktive Kunstpflege zurückblicken. Nach Berlin war die schlesische Hauptstadt der erste Ort, der in Preußen Kunstausstellungen veranstaltete (seit 1818) und einen Kunstverein — zunächst nur

innerhalb der Vaterländischen Gesellschaft — gründete, der später sich zum „Breslauer Künstlerverein" und weiterhin zum „Schlesischen Kunstverein" entwickelte[10]).

Es zeigt wiederum Schalls journalistische Tüchtigkeit, daß er ganz ausführliche Kritiken über die seit 1818 bestehenden Kunstausstellungen bereits in den ersten Jahrgang seines Blattes einbezog, während es in der Vossischen Zeitung regelmäßige Kunstausstellungsbesprechungen erst seit 1825 gab (vergl. Buchholtz). Eine frühe Breslauer Kunstzeitschrift „Der Torso" von K. D. F. Bach (1756 bis 1829) und Benkwitz (1764—1807) hatte keine literarischen oder journalistischen Auseinandersetzungen über Fragen der bildenden Kunst einleiten können[11]). Meldungen der Schlesischen Zeitung unter den Vermischten Nachrichten des 18. Jahrhunderts über künstlerische Dinge (z. B. finden sich in SPZ. 26. Juni 1776 eine Meldung über das neueste Werk eines Baseler Kupferstechers oder am 25. Aug. 1781 unter der Überschrift „Kunstsachen" Notizen über Kunstbücher oder Kupferstiche von Landschaften und Porträts) sind nur als Nachrichten zu werten, die ihres Inhalts wegen als Neuigkeiten gemeldet werden, aber denen keine Absicht künstlerischer Wertung und Betrachtung zu Grunde liegt. Schalls Zeitung, die überraschend viel Raum für diesen Teil kritischer Betätigung übrig hatte, veranlaßte später auch die Schlesische Zeitung zur Aufnahme von Artikeln über bildende Kunst. (Die erste Kunstkritik nach dem — früher schon erwähnten — kurzen Artikel vom 13. Okt. 1827 erscheint in der Schlesischen Zeitung am 29. Juli 1829.)

Schall gewann als Kunstreferenten die ihm befreundeten Professoren der Universität (vergl. oben S. 38 ff.). In den ersten drei Jahren schrieb Friedrich von der Hagen ausführliche Besprechungen, die sich über mehrere Nummern hinziehen. Gerade der große Umfang läßt darauf schließen, daß die Ausstellungen in Breslau stark beachtet wurden. Von der Hagen geht stets sehr genau auf die einzelnen, ihm bemerkenswert erscheinenden Bilder ein, erläutert ihren Inhalt und spricht über die Persönlichkeit des Künstlers, die Eigenart seiner Darstellung und seine Farbgebung. Trotz sehr verständiger Bemerkungen über die künstlerischen Stile und Richtungen der Zeit und ihre hauptsächlichsten Vertreter sind seine Beiträge größtenteils nur mit vorsichtigen, kritischen Bemerkungen durchsetzte Anzeigen und keine eigentlichen künstlerischen Betrachtungen.

Von der Hagen ging wohl bewußt und mit voller Absicht in seinen Urteilen so vorsichtig vor. Als ihn für kurze Zeit Professor Büsching in seinem Amt als Kunstkritiker vertrat, erfährt man dafür eine Erklärung. Ehe Büsching nämlich seine kunstkritischen Untersuchungen beginnt, betont er, daß er nur eine „geschichtliche Nachweisung" geben wolle, da „der leiseste Zweifel an Vorzüglichkeit nur zu leicht hier übel aufgenommen, ja oft als eine Verschwörung und planmäßige Verunglimpfung des Beurtheil-

[10]) Vergl.: BZ. 10. Juni 1837. Ferner ausführl. bei Dr. W. Marx: Gesch. des schles. Kunstvereins; „Schles. Zustände" S. 83 ff.

[11]) Kahlert S. 97.

ten angesehen wird". Büsching ist jedoch kein Journalist, ja er nimmt seine Tätigkeit mit einer überlegenen Geste auf, die man häufig beobachtet, wenn wissenschaftlich geschulte Menschen über die Zeitung urteilen. Er untersucht nämlich eingangs den Grund, warum in den Reihen der ausübenden Künstler die Kunstkritik so scharfe Ablehnung erfahren habe. Er sieht ihn nicht so sehr darin, daß sich der Gegensatz zwischen Kritik und Kunst, der bis heute besteht und natürlich immer bestehen wird, hier nur auf einem Gebiet wiederholte, das sich die Kritik in der Zeitung erst neu eroberte. Für ihn ist allein die Kritik in den Tagesblättern schuld an der Mißachtung, die sie bei den Künstlern genießt. „Möge diese . . . . Vorrede . . . . dem spielenden, unergründlichen, witzelnden, oft giftigen Geschwätz aber, von dem unsere Tagesblätter nur zu voll strotzen, es möge über Kunst, Gelehrsamkeit oder Wissen sich erstrecken, die gebührende Zurückweisung bereiten" (BZ. 7. Juni 1823), schließt er seine Einleitung. Er bemüht sich daher auch garnicht um eine betrachtende, kritische Wertung oder um die Probleme einer möglichst geschickten journalistischen Darstellung, sondern gibt nur eine Aufzählung der Namen der ausstellenden Künstler und fügt ein paar Bemerkungen an, welche Art von Bildern überwiege. Am Schluß entschuldigt er sich noch einmal, wenn er etwa Namen vergessen haben sollte oder Bemerkungen fallen ließ, die einer Beurteilung glichen.

Auch Professor Karl Witte, der dann für kurze Zeit die Kunstausstellungen bespricht, muß zunächst ähnliche Gedanken wie Büsching seiner eigentlichen Kritik vorausschicken: „Die unfreundliche Begegnung, welche die früheren Kritiken unter dem Publikum erfahren haben, ist zu keinem geringen Theil in einer Eigenthümlichkeit unserer Provinz, in einer großen Scheu vor öffentlicher Verhandlung, am meisten vor der in der Zeitung, begründet" (BZ. 2. Juni 1825). Trotzdem glaubt er, daß seine Kunstkritiken, gerade weil sie vielen mißfallen hätten, das Kunsturteil angeregt und dadurch zur Verlebendigung der Kunst beigetragen hätten. Witte äußert sehr selbstsicher seine Meinung. Während von der Hagen stets vorsichtig sein Urteil in ein „Wir" kleidete und damit das Urteil einer kunstsinnigen Gemeinde zum Ausdruck bringen wollte, stellt Witte ganz bewußt seine eigene Meinung in den Vordergrund, wenn er — nach seiner Versicherung — auch seine Kritiken nicht absolut aufgefaßt wissen will. Seine Besprechungen behandeln jeweils Farbe und Komposition mit entschiedener Zustimmung oder Ablehnung, wobei es häufig auch zu scharfen Bemerkungen kommt, die den Künstlern sicher nicht gut in den Ohren geklungen haben. Auch Witte kennt die in der Zeit so beliebte italienische Malerei, die bei von der Hagen immer wieder zu Vergleichen herangezogen wird. Aber er ist von der Bedeutung dieser Malschule nicht in dem gleichen Maße überzeugt. Überhaupt läßt er das Wissen, das bei von der Hagen stets bereit lag, sehr im Hintergrund und gründet sein Urteil auf Gefühl, Geschmack und persönlichen Eindruck.

Natürlich mußte ein so sicher geäußertes Urteil auf Widerstand stoßen.

Bald meldet sich die erste antikritische Stimme (BZ. 23. Juni 1825), der Schall sogar fast eine halbe Seite einräumt. Kurz darauf fertigt Witte den Antikritikus mit sehr überlegener Geste ab und verkündet resigniert, daß er wegen der vielen Widerstände seine kunstkritische Tätigkeit aufzugeben beabsichtige (BZ. 25. Juni 1825). Allerdings gibt sich Wittes Gegner immer noch nicht zufrieden und freut sich ganz unverhohlen, daß es Witte künftig bleiben lassen werde, Kritiken zu schreiben: „Nicht nur jeder Künstler, die ganze Stadt freut sich darüber" (BZ. 30. Juni 1825). Schall stellt sich auf Seiten seines Freundes Witte und gibt bekannt, daß die Angriffe gegen Witte von dem Zeichenlehrer Kalter stammen, der sich selbst ihm gegenüber als Abgesandter einer Clique bezeichnet habe.

Seitdem Witte die Kunstkritik aufgab, schreibt für eine kurze Zeit in den Breslauer Zeitungen vorläufig kein bedeutenderer Kritiker mehr. Im November 1827 bespricht Karl Bräuer, ein ausübender Künstler, die Ausstellung des Künstlervereins. Sein Artikel erschöpft sich jedoch in einer höchst trockenen und schematischen Aufzählung und Ordnung der ausgestellten Werke (BZ. 28. Nov. 1827 ff.).

Zu gleicher Zeit war unter den Miszellen die Ankündigung erschienen, daß die Schlesische Gesellschaft jetzt bei ihren Ausstellungen auch nichtschlesische Künstler berücksichtigen wolle (BZ. 29. Okt. 1827). Das war eine wichtige Neuerung in einer Stadt, die keine bedeutende und über Schlesien hinaus Ansehen genießende Akademie besaß, und hat sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, das schlesische künstlerische Schaffen aus seiner Isolierung herauszureißen. Im Oktober 1834 wurde dieser künstlerische Anschluß an das Reich noch enger. Zu dieser Zeit trafen sich in Berlin die preußischen Kunstvereine zu gemeinsamen Besprechungen. August Kahlert, damals Mitarbeiter der Schlesischen Zeitung und Mitglied der Schlesischen Gesellschaft, hatte als Vertreter von Breslau an der Berliner Zusammenkunft teilgenommen, über die er später ausführlich berichtet[12]). Der Erfolg war, daß die Städte Königsberg, Stettin und Breslau sich zu einer Ausstellungsgemeinschaft zusammenschlossen. Bereits im folgenden Jahr führen diese drei Städte eine Wanderausstellung durch. Ein Jahr später erklärte noch Danzig seinen Beitritt zu diesem künstlerischen Städtebund. Allerdings ergaben sich Schwierigkeiten. Denn Breslau wollte nicht auf seinen alten Ausstellungstermin während des großen Wollmarktes verzichten. Zu diesem Zeitpunkt konnten aber die Bilder nicht pünktlich geschickt werden, und darum verlief die Breslauer Ausstellung vom Jahre 1836 ab in zwei Abteilungen, sodaß auch die Besprechungen der Zeitungen geteilt erschienen.

Im Jahre 1828 übernimmt für viele Jahre Dr. Ebers, ein Breslauer Arzt und nach Büschings Tode längere Zeit Sekretär der Sektion für Kunst in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur (Vergl. oben S. 59), die Besprechung der Kunstausstellungen[13]). Auch er hält sich wieder möglichst fern von jedem eigenen Urteil und von kritischen Bemerkungen,

[12]) SPZ. 22. Mai 1837. Dazu W. Marx: Schles. Kunstverein S. 7/8.
[13]) Näheres über sein Leben: W. Marx S. 6.

„welche für ein anderes Blatt zweckmäßiger sind, und welche der Verständige und der Kenner sich selbst als Resultat eigener Betrachtung ziehen kann" (BZ. 12. Juni 1828). Allerdings verrät er in seinen Besprechungen eine wache und rege Anteilnahme an allen künstlerischen Ereignissen der Zeit, besonders auch in Schlesien. So untersucht er die bis heute immer wieder aufgeworfene Frage, warum so viele schlesische Künstler ihre Heimat verlassen, und kommt zu dem Schluß, daß es zwar in Schlesien nicht an tüchtigen Künstlern gefehlt habe, aber an kunstliebender Förderung und an Vorbildern.

In den deutschen Malerschulen der Zeit, der Düsseldorfer, der Dresdner, der Münchner, weiß er ausgezeichnet Bescheid. Aber er wagt in allen damals zeitgemäßen Fragen trotz mancher feinsinnigen Bemerkung keine Entscheidung. Wenn er wirklich einmal wertet, dann will er damit — wie er unterstreicht — nur zum Ausdruck bringen, was jeder tut „wenn er mit einem Freunde die Ausstellung besucht: er zeigt ihm seine Lieblinge" (BZ. 6. Juni 1829). Kunst entsteht für ihn nur aus der Verwirklichung der klassischen Winkelmannschen Grundsätze von der Klarheit und Schönheit, also in einer überhöhten Sphäre, und die überhandnehmende Genremalerei der dreißiger Jahre ist ihm deshalb nicht sehr genehm. Man werde durch diese Bilder von spielenden Kindern, von Mädchen, die sich von Zigeunern wahrsagen lassen, von zechenden Soldaten in der Schenke, „gar zu leicht aus dem idealen Leben der Kunst in den Kreis des wirklichen Seins herabgezogen, wie wir es eben vergessen wollen, wenn wir die Tempel der Kunst betreten" (BZ. 1. Juni 1839). In der religiösen Malerei glaubte er eine Hinwendung zu einer mehr „rationalen Ansicht" beobachten zu können, in die sich die Weichlichkeit der Nazarener nur als eine durch Sehnsucht nach der Geschichte und durch Versenkung in die altitalienische Malerei des 16. Jahrhunderts veranlaßte Stileigentümlichkeit einschiebt. Mit dem Begriff „rationale Ansicht" umschreibt er nur die Loslösung aus den klassisch-humanistischen Kunstidealen. Die künstlerische Formensprache Caspar David Friedrichs veranlaßt ihn zu vielen ästhetischen Bemerkungen. So vergleicht er die Art der Malerei des Dresdener Romantikers mit den Tönen Beethovens (SPZ. 23. Juni 1835).

Bei aller Vielseitigkeit seiner künstlerischen Untersuchungen haftet ihm doch ein wenig die Befangenheit eines Mannes an, der zwar direkte Beziehungen zur Kunst hatte — der schlesische Maler Emil Ebers ist sein Verwandter, wohl sein Bruder —, der sich jedoch von der Kunsttheorie in das Wesen der Kunst hatte einführen lassen. Die Schwierigkeit seiner doppelten Stellung als Sekretär der Gesellschaft, die die Ausstellungen veranstaltete, und als Kritiker ließen ihn in seinem Urteil wohl noch besonders vorsichtig sein. Seine Kritiken sind in einer etwas starren, schematischen Einteilung und mangelnden journalistischen Aufmachung außerdem recht ungeschickt.

Karl Eitners Besprechungen führen einen entscheidenden Wandel herbei (vergl. oben S. 59). Seine literarisch-kritischen Beiträge überraschen durch reiches Wissen und ein sicheres Urteil. Die gleichen Eigenschaften bemerkt

man auch in seinen Kunstkritiken. Er greift nur die nach seiner Meinung wichtigsten Werke heraus und ist sogar soweit entfernt von biedermeierischer Vorsicht, daß er ohne weiteres einige Bilder der Ausstellung für „des Nennens unwürdig" erklärt, ein Ausspruch, den Ebers niemals gewagt hätte.

Seine Ansichten sind ästhetisch sicher gegründet. Die auf den Ausstellungen stark vertretene Historienmalerei beleuchtet er kritisch: das historische Faktum allein tauge nicht zu einem historischen Gemälde, sondern es müßten „allgemeine Zustände des Geistes unter der Erscheinung der Individualität" hervortreten (BZ. 1. Juli 1837). Diese ästhetischen Forderungen führt er in einer längeren Besprechung weiter aus, greift dazu ein Bild von C. F. Lessing heraus und erweist dabei mit durchdachten Vergleichen seine kritischen Fähigkeiten (BZ. 19. Juni 1838). In der Ausstellung des gleichen Jahres hatte Adolf Menzel die „Schachspielenden Krieger" gezeigt. Er kommt in Eitners Kritik sehr schlecht weg: «Von dem Autor der litographierten Bilderreihen „Künstlers Erdenwallen" und zur Brandenburgischen Geschichte ließ sich wohl etwas Ansprechenderes und Zeitgemäßeres erwarten. Das Bild hat seine unleugbaren relativen Verdienste. Aber wozu heute ein solcher Gegenstand und so barock ausgeführt! Es ist uns vor ihm, als befände man sich in der abnehmenden Blüthezeit der alten flämischen Malerei» (BZ. 21. Juni 1838).

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die Zeitung im Jahre 1837 auch die Berichte von Ebers abdruckt. Jedoch steuert er nur eine allgemeine Übersicht — scheinbar etwas gekränkt, wie aus seiner Einleitung ersichtlich — bei. Gerade dadurch ergibt sich ein interessanter Vergleich: Ebers, der von etwas überholten Ansichten und künstlerischen Gesetzen ausgeht, versteht die neuen Impulse kaum, die etwa von der Düsseldorfer Schule ausgehen. Eitner, der jüngere, nimmt mit wachem Interesse an dem zeitgenössischen Schaffen Anteil und bekennt sich, wenn auch mit Vorbehalten, zu ihm. Seine wissenschaftliche Bildung hindert ihn nicht, einen flotten Stil zu schreiben und — von eigenen Ansichten und Ideen ausgehend — die künstlerischen Probleme der Zeit zu erfassen. Allerdings stellt man auch manche Übereinstimmungen im kunstkritischen Urteil beider Männer fest. Eitner begegnet sich mit Ebers in der Ablehnung der Genrebilder, die „ein kümmerlich zusammengeschneidertes Dasein in seiner geistigen Dürftigkeit" darstellen. Ebenso will er die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke der Malerei", die Stilleben, gern dem kinderhaft gesinnten Laien oder dem sogenannten Kunstkenner und Kunstliebhaber überlassen (SPZ. 11. Juni 1839). Mit Stolz weist er darauf hin, daß die wichtigsten Vertreter der Düsseldorfer Schule gerade Schlesier sind.

Die einzige Kunstkritik aus der Feder von Professor Schön geht bei ihren Untersuchungen mit einer gewissen Unsicherheit vor. Schön übernimmt gern Äußerungen über die ausgestellten Bilder etwa aus Berliner Blättern, oder faßt seine Meinung in sehr summarischen Bemerkungen zusammen. Wichtig ist sein kunstkritischer Beitrag besonders dort, wo er

über die schlesischen Künstler spricht. Schöns Bemerkung, daß in Schlesien ein Historienmaler am Hungertuche nagen könne, ist für die Lage der Kunst in Schlesien sehr bezeichnend. „Kann sich doch nur zur Noth noch der Landschafts- und Genremaler erhalten, da das Gold kunstsinniger Reisenden und sammelnder Großen nicht leicht in unsere von der Weststraße abgelegene Provinz fließt" (SPZ. 10. Juni 1837). Er geht in seiner Betrachtung von der Frage aus: Was ist in der Ausstellung da, und wie ordne ich die Objekte der Schau ein, und nicht — wie Eitner — von der Frage: Wie sind die Bilder gemalt, und wie wirken sie auf mich.

So war in Breslau im Vergleich zu den anderen deutschen Zeitungen verhältnismäßig früh die Kunstkritik in das Feuilleton aufgenommen worden. Sie hatte sich sofort einen ständigen Platz erobert besonders durch die Männer, die sie schrieben, und verlor bald die provinzielle Befangenheit des Urteils, so daß auch der heftige Widerstand der Künstler gegen ihre Aufnahme in der Zeitung nachließ.

29.) Die städtische Gesellschaft im Kulturteil der Zeitungen.

Die Zeitungswissenschaft sieht es als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben an, die wechselseitigen Beziehungen zwischen Zeitung und Leserschaft, von denen bereits gesprochen wurde, zu untersuchen. Sie betrachtet dabei nicht nur die Wirkung der Presse auf die Leser, sondern auch die Beteiligung der Leserschaft an der Gestaltung eines Blattes. Diese Beteiligung der Leserschaft kann passiv sein. Dann äußert sie sich in der Rücksichtnahme der Zeitung auf die Zusammensetzung ihrer Bezieher und deren soziale und berufliche Schichtung. (Eine oberschlesische Bergmannszeitung wird ein anderes Gesicht tragen als ein Blatt in vorwiegend bäuerlicher Umgebung.) Sie kann sich aber auch in einer aktiven Stellungnahme der Leser über zeitgemäße Fragen in der Zeitung äußern. Gerade aus Leserzuschriften ergeben sich wertvolle Aufschlüsse über die geistige Struktur der Gesellschaft. Alle Äußerungen über kulturelle Dinge bezeugen die Anteilnahme betimmter Kreise an Kultur und Kunst, und man könnte den Grad dieser Anteilnahme an aktuellen Fragen meist nicht so bemessen, wenn es die Zeitung nicht gäbe. Denn durch die Publizität der Zeitung erhalten derartige Äußerungen ein viel größeres Gewicht und unterscheiden sich in wesentlichen Punkten von gleichen Äußerungen in Briefen oder Zeitschriften. Die Untersuchung geht jetzt darauf aus zu zeigen, wie die Breslauer Zeitungen in den ihnen eigenen Bereichen der journalistischen Wirksamkeit Aufschluß geben können über Geist und Haltung der städtisch-bürgerlichen Gesellschaft. Ausgangspunkt sind dabei die Zuschriften der Leser. Es ergibt sich eine enge Berührung von Zeitungskunde und Kulturgeschichte.

Das Breslauer gesellschaftliche Leben war im 18. Jahrhundert gekennzeichnet durch eine schroffe Exclusivität, die in allen Schichten herrschte [14]).

[14]) Vergl. Andreae S. 36.

Während der Adel als Träger einer in vielem noch österreichisch bestimmten, vornehmen Geselligkeit ebenso wie das Bürgertum kaum Anteil an dem literarischen Leben der Zeit nahm [15]), hatte nur ein kleiner Kreis Beziehungen zur „gelehrten Welt". Die geistige Führer dieses Kreises waren der Philosoph Garve, der Kammersekretär Streit und der Konstistorialrat Hermes. Die Gelehrten, die Rektoren, Professoren und Lehrer der Breslauer Gymnasien und die Geistlichkeit gehörten dem Kreis weiterhin an. Diese abgegrenzte, recht enge Schicht war auch der Träger des ersten Feuilletons unter Klose und später unter Lentner. Daß beide Redakteure versuchten, die zopfige Abgeschlossenheit dieses Kreises zu lockern und ihre Leserschaft zu erweitern, konnte festgestellt werden, wenn man auch nicht mehr unterscheiden kann, welche Männer sie zur Mitarbeit und zur Ausgestaltung der Beiblätter heranzogen. Sie arbeiteten dabei ganz in der Richtung des Verlegers Johann Friedrich Korn, der ebenfalls seinen Verlag schon umgewandelt hatte und sich nicht mehr allein an die Gelehrten wandte, sondern durch seine Buch- und Zeitschriftenproduktion auch die bürgerlichen Leserschichten heranzuziehen trachtete [16]).

Daß trotzdem in der schlesischen Provinzialhauptstadt die Absonderung der einzelnen gesellschaftlichen Schichten noch viele Jahrzehnte später bestand, zeigt ein Bericht der Breslauer Zeitung aus dem Jahre 1838 über einen Maskenball in einem der damals bekanntesten Vergnügungslokale, in „Krolls Wintergarten", bei dem 800 Personen anwesend waren: „Es dürfte der größte Gewinn des vorgeschrittenen Gemeingeistes sein, daß wir seit langer Zeit auf diesem Maskenball nicht nur Herren aus allen Klassen, sondern auch die Damen der gebildetsten und vornehmsten Stände an einem öffentlichen Volksvergnügen Theil nehmen und sich in den Tanz mischen sahen. — Dieser Fall ist in Breslau so neu, daß er als ein Ereigniß im öffentlichen sozialen Leben der Hauptstadt anzusehen ist" (BZ. 8. Januar 1838).

Das erste Breslauer Feuilleton hat keine Äußerungen der Leserschaft veranlaßt. Wohl wandte sich die Zeitung an die Leser (Klose), aber die Leser gaben in der Zeitung nicht ihre Ansichten kund, oder bestimmten etwa gar an ihrem Inhalt aktiv mit, wie es später in Schalls Blatt so häufig der Fall sein sollte. Jedoch öffnet die Schlesische Zeitung schon in den ersten Jahren ihres Erscheinens ihre Spalten für jene poetischen Ergüsse, die dem Schlesier bei vielerlei Gelegenheiten aus seiner schnell zum Dichten angeregten Ader fließen. Der Schlesier will nun einmal Reime haben, wenn er den Sonntagsrock anzieht, je mehr desto lieber — wie August Kahlert in seiner Literaturgeschichte vom Jahre 1835 sagte —, und die „breite Familienhaftigkeit", die sich in den zahlreichen Gelegenheitsgedichten auch der Schlesischen Provinzialblätter bemerkbar macht, war häufig ein Gegenstand der Verwunderung für Fremde. Steffens sagt in seinen Erinnerungen [17]):

[15]) Heckel, Prov. S. 13.
[16]) Jessen, 200 Jahre ..... S. 90.
[17]) Steffens: Erinn. Bd. VII. S. 3.

Einige sächsische Blätter zeichnen sich zwar auf ähnliche Weise aus, „aber die Schlesischen Provinzialblätter übertrafen alle durch die naivsten Äußerungen, die wohl als eine Charakteristik der herrschenden provinziellen Gesinnung, wie ich glaubte, betrachtet werden konnten“ [18]). Auch in der neugegründeten Kornschen Zeitung macht sich die Gelegenheitspoesie schon in den ersten Jahren breit. So wird der preußische König in einer längeren Ode gefeiert (SPZ. 6. Sept. 1747):

„Die
Sr. Königl. Maj. von Preußen
und Churfürsten zu Brandenburg
in dem Dorffe Gräbschen bey Breßlau
Anno 1747 den 2. Sept.
höchst-erfreuliche und allergnädigste
Ankunft
wurde in folgender Ode
unterthänigst besungen.“

Bis hierher nimmt die Überschrift mehr als eine halbe Quartseite ein. Die Anfangszeilen mögen zur Charakteristik dieser Art Gelegenheitsdichtung genügen:

„Kommst Du, Wunder dieser Welt,
König, Vater, Landes-Sonne,
Friedrich, Allergrößter Held!
Zu der Unterthanen Wonne?
Kommst Du? Ja, so ist's, wir sehn
Mit dem zärtlichsten Gemüthe
Deine Blicke voller Güthe . . . .“ usw.

Bald erscheinen auch die ersten Gedichte an die Breslauer Schauspieler oder an durchreisende Gäste im Theater. A. Schwerdt (S. 45) zitiert ein Gedicht an den Schauspieler Schuch aus der Schlesischen Zeitung des Jahres 1767, und später findet man ein Huldigungsgedicht „An den Herrn und die Frau Cartellieri“, das in seiner ganzen Art bezeichnend ist und als Beispiel für zahlreiche Gelegenheitspoetereien aus späterer Zeit ausführlicher zitiert sei:

„Euch, die ihr uns so sanft gesungen,
Von Gram und Trübsinn uns geheilt,
Und — wie ein schöner Traum der jungen
Aurora weicht — nun von hier eilt,
Euch folge unser bester Segen,
Das beste Loos der Sterblichen!
Zufrieden und auf Blumenwegen
Durchirrt die fremden Gegenden!
. . . . . .
Nicht jenes festliche Gedränge,
Das euch hier überall umschloß;
Nicht lauter Beifall einer Menge

[18]) Heckel spricht ausführlicher über die Gelegenheitspoesie der Provinzialblätter.

Entzückter macht euch, Beste, groß:
Nein! jene zu der Menschheit Ehre
Bei eurem rührenden Gesang
Aus unsrem Aug gerollte Zähre
Ist für euch Lorbeer, ist euch Dank!"
(SPZ. 25. April 1781).

Der gleiche empfindsame Gefühlsüberschwang zeichnet später die unzähligen Schauspielergedichte des romantischen Biedermeier aus.

Ein anderes Gelegenheitsgedicht stammt von dem Polizeibürgermeister zu Prausnitz, der sich verpflichtet fühlt, mit rührend-gutem Willen bei einem Trauerfall im Herrscherhaus zu dichten und sein poetisches Erzeugnis der Zeitung einzuschicken:

„Auch ein Blümchen
auf das Grab des großen Prinzen Heinrich,
Am Fuße des Trachenberges gepflückt."
(Folgt ein „Gedicht"). (SPZ. 25. Oct. 1802).

Sogar in ganz familiären Gedichten auf Verstorbene, die eine Besonderheit der Schlesischen Provinzialblätter waren [19]) und bald auch in der Kornschen Zeitung erscheinen, dokumentiert sich die Neigung des reimfreudigen Schlesiers zu gelegentlichen poetischen Ergüssen. So folgen auf die Anzeige vom Tode eines 15 jährigen Mädchens vier Strophen:

„Rosenlippen sind erblichen,
Milde Augen sind nun zu,
Und ein Athem ist gewichen, —
Eine Holde ging zur Ruh." usw.
(SPZ. 29. April 1815).

Ebenso später u. a. ein Nachruf in Gedichtform auf einen Studenten (SPZ. 20. Oct. 1837). Auch in tränenseliger Prosa findet man solche literarischen Totenopfer (SPZ. 6. Oct. 1810), die in ihrer Stimmung die ersten lyrischen Versuche des jungen Eichendorff während seiner Breslauer Gymnasiastenzeit beeinflußt haben.

Im Biedermeier feiert die Reimsucht der Schlesier wahre Orgien. Es gibt wohl kaum einen Gegenstand, der nicht eines Gedichtes in der Zeitung würdig wäre. Schall, dem solche Gedichte schnell aus der Feder flossen und der gern Poetereien aus dem Kreise seiner Leserschaft annahm, leistete dieser Sucht nur Vorschub. Als Beispiel sei ein tönender Panegyrikus genannt, mit dem in Schalls Zeitung ein heimischer Athlet gefeiert wird:

„An Herrn Karl Rappo.
Sey uns gegrüßt am trauten Oderstrande,
Du deutscher Herkules in deinem Glanz,
Es reicht die Kunst in strahlendem Gewande
Dir, großem Meister, den verdienten Kranz!
Dein Name tönt dort von der Donau Wogen

[19]) Heckel, Prov. S. 23.

Bis zu der Themse und dem fernen Belt;
Und von des Ruhmes Jubel fortgezogen
Rauscht Beifall Dir in Deiner Heimathwelt!"

Im übrigen wird im Verlauf weiterer Strophen Herr Rappo mit Simson und einer Gazelle verglichen, und der Reimverfertiger betont, welch wahrer Schrecken er jedem Feind und welch fröhlicher Geselle er bei heiterem Frohsinn sei:

„D'rum sey gegrüßt uns in Thaliens Hallen,
D'rin du den Altar deiner Kunst erbaust, —
Du hast, du wirst auch fernerhin gefallen,
Weil du bewährt nur deiner Kunst vertraust!"
(BZ. 6. Febr. 1833).

Auch das Programm einer musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltung wird poetisch erläutert, wobei die Mitwirkenden ebenso in Reimen aufgezählt werden, wie die Namen der Konzertgeber (BZ. 30. April 1833). Sogar von drei großen Bauvorhaben der Stadt berichtet ein Gedicht frei nach Schillers „Die Worte des Glaubens". Es beginnt: „Drei Baue stehen in Breslau bevor . . . ." usw., nämlich der des Tuchhauses, des Theaters und der Elftausend-Jungfrauen-Kirche (BZ. 10. März 1821).

So wurde alles bedichtet, auch eine Hasenjagd auf Lossen im Kreise Brieg, die alljährlich von dem Gutsbesitzer Brieger veranstaltet wurde und weithin bekannt war. Die zweite Strophe sei als Kuriosum hier erwähnt:

„Was zieht dort behutsam bei Jeschen heran
Mit Fahnen und Waffen und Wagen?
Schon schreiten sie vorwärts Mann für Mann
Und stellen in riesigem Kreise sich an,
Als wollten sie Tausend erschlagen.
Ach jeder der ängstlichen Hasen sagt:
Das ist, das ist Briegers fürchterlich
mordende Jagd!"
(BZ. 17. Dez. 1840).

Zu einem der alljährlichen Stiftungsfeste des Breslauer Künstlervereins, dem Dürerfest, haben nicht weniger als neun Autoren Gedichte beigesteuert, wie aus dem Bericht der Breslauer Zeitung (22. März 1837) ersichtlich ist: Ebers, Kahlert, Geisheim, J. Pulvermacher, Schneiderreit, Hoffmann von Fallersleben, Gabriel, W. Pulvermacher und Grünig.

Köstlich naive Gelegenheitspoesie entdeckt man natürlich in der riesigen Zahl von Gedichten an Schauspieler und Schauspielerinnen, die besonders in Schalls Zeitung außerordentlich zahlreich sind. Man muß sich wundern, welche sprachlichen Fähigkeiten die Dichter ihren Lieblingen zutrauten, wenn sie eine Schauspielerin nicht nur französisch, lateinisch, italienisch, sondern auch polnsch und hebräisch andichteten (BZ. 31. Juli, 2./4./7. Aug. 1824). Ein Ereignis, wie das längere Gastspiel der weltberühmten Sängerin Henriette Sontag, läßt die Zeitung in einer Hochflut von Einsendungen ersticken, sodaß der Redakteur Schall sich mit einem Vers wehren muß:

„Preist laut in Prosa sie mit ungebundnen Zungen;
Doch singt Ihr nicht wie SIE, so laßt sie unbesungen!"
(BZ. 15. Sept. 1827).

Es ist bei solchem Lebensstil dann garnicht verwunderlich, wenn über mehrere Nummern der Zeitung große Fehden ausgetragen werden, ob ein Gedicht an eine Schauspielerin gut oder schlecht sei (BZ. 19. Juni 1826 ff.).

Mit dieser Unzahl von Gelegenheitsgedichten stand die Zeitung völlig in dem geselligen Breslauer Leben, das innerhalb der Breslauer Presse am deutlichsten in Schalls Blatt seinen Niederschlag findet. Denn Schall war der unbestallte Vorsitzende aller geselligen Vereinigungen. Hang zur Dichtung und Hang zur Geselligkeit liegen bei dem Schlesier auf einer Ebene, stets fanden beide ihren treffenden Ausdruck in literarischen Kränzchen — etwa um Lentners moralische Wochenschrift „Das Kränzel" von 1773 — oder in Vereinen, wie er sich auch um den jungen Laube und seine Zeitschrift „Aurora" bildete. Die beiden Breslauer Zeitungen nehmen an den Festlichkeiten der Liedertafel, bei deren Gründung Schall beteiligt war, des Künstlervereins, der Zwecklosen Gesellschaft Hoffmanns von Fallersleben oder des Schillerfestes lange Zeit mit großen Artikeln Anteil. Noch in den Berichten des fortschrittlichen Schön hört man die biedermeierische Fröhlichkeit und etwas kleinbürgerliche Festesfreude heraus, wie sie das Breslauer gesellige Leben kennzeichnet. Selbst Gelegenheitsdichtung Hoffmanns von Fallersleben, wie man sie in den Tageszeitungen findet, verrät einen erstaunlich spießbürgerlichen, biederen Zug (SPZ. 24. Mai 1836). In welchem Maße die Zeitung zum geselligen Leben Breslaus gehörte, zeigt die Tatsache, daß Hoffmann von Fallersleben in seiner Selbstbiographie den Bericht über das Stiftungsfest des Künstlervereins (1828) mit dem Bericht aus der Breslauer Zeitung beendet. Außerdem bedeuten viele Berichte Schalls — etwa über Versammlungen der Liedertafel — nur eine Fortsetzung und Erweiterung der im geselligen Kreise gepflegten Fröhlichkeit und familiären Herzlichkeit (z. B. BZ. 27. März 1824, 5. Dez. 1827, 2. April 1828).

Schall öffnete ferner die Spalten seiner Zeitung den Zuschriften begeisterter Theaterbesucher des Biedermeier, die sich über künstlerische Fragen in heftigem Meinungsstreit entrüstete Kämpfe lieferten. Er selbst greift dann häufig als unparteiischer Richter, der glaubt, die einzig richtigen Regeln zu kennen, mit Ernst und Würde ein (z. B. 21. Juli 1824). In zahlreichen Anzeigen machen in seinem Blatte die Theaterbesucher ihre Wünsche bekannt: „Ein Kreis schöner Mädchen wünscht dem Talent des Herrn Eßlir im Götz von Berlichingen seine Bewunderung zollen zu können. — Sollte der Schönen Bitte wohl fruchtlos seyn?" heißt es in der Breslauer Zeitung vom 15. Mai 1823. Häufig schließt sich Schall ausdrücklich derartigen Wünschen an. Freilich sind die Vorschläge der Theaterfreunde nicht immer aus reinster, uneigennütziger Absicht gekommen; manche Intrigue mag durch sie wohl gesponnen sein. Deshalb beleuchtet sie Laube auch einmal in einer seiner Besprechungen sehr kritisch (SPZ. 24. Juli 1830).

Die übertriebene Schauspielerverehrung des Biedermeier findet schon frühzeitig in den Reihen einsichtiger Männer starke Ablehnung, die sich mit der Politisierung des Lebens und der Zeitung noch vergrößert. Darum muß Rudolph Hilscher einmal das Wort zu einer Verteidigungsrede ergreifen. Es seien in diesem Jahre, so schreibt er, mehrere Feste für Künstler veranstaltet worden, und sie haben manchen „zu hämischen Bemerkungen über den thätigen Kunstenthusiasmus gedient". Hilscher vertritt jedoch die Ansicht, daß Kunstbegeisterung etwas sei, dessen sich jede Stadt rühmen könne. Außerdem hätte die Künstlerin — es ist Mad. Dessoir, der eines dieser Feste galt — in der Zeit ihres Wirkens an der Breslauer Bühne allen so viele schöne Abende geschenkt, daß man ihr wenigstens einen wieder geben könnte (SPZ. 3. Juli 1837).

Mit seinem ausgebauten Rätselteil berücksichtigte Schall ebenfalls ein Gebiet, auf dem sich die rätselfreudigen Menschen der biedermeierischen Gesellschaft gern und ausgiebig tummelten. Darum erhält er oft Einsendungen seiner Leser mit neuen Rätselaufgaben. Eine derartige Zuschrift schließt dann: „Erwarten Sie nichts Ausgezeichnetes oder Sinniges. Theils weil ich nichts Besseres prästieren kann, theils weil ich auf einige Zahnlücken bei Ihren resp. Zeitungslesern Rücksicht nehme, habe ich meine Rätsel sehr knackbar eingerichtet . . ." (BZ. 19. Okt. 1825).

Auch über das rege breslauisch-schlesische Musikleben, das Schall ständig kritisch behandelte, äußern sich die Leser schon vor seiner musikalisch-journalistischen Tätigkeit in der Zeitung. So bringt die Schlesische Zeitung am 21. Aug. 1809 ein „Schreiben eines Breslauers an einen musikalischen Freund im Riesengebirge", das über eine Totenfeier für Haydn berichtet. Wie groß das Interesse für Musik in der Breslauer Gesellschaft war, zeigt die Aufführung von Bachs Matthäus-Passion, die ganz kurz nach den von Zelter durchgeführten Berliner Aufführungen in der schlesischen Hauptstadt herauskam. In einem längeren Einführungsartikel zu dem Werk kann die Breslauer Zeitung berichten, daß das „Subskribenten-Verzeichniß aus Breslau siebzehn Unterzeichnungen auf die sehr theure Partitur, die schon erschienen ist, und neunzehn auf den Klavierauszug, der in Kurzem erscheinen wird, zählt" (BZ. 22. März 1830). Auch das musikalische Leben war ganz auf einen geselligen Ton abgestimmt, „man will ja im Konzert nicht bloß hören, sondern auch sehen und — gesehen werden", gesteht ein Einsender in einem Brief an Schall (BZ. 4. Okt. 1824).

Die Untersuchung der Wechselwirkung zwischen Zeitung und Leser ging also hier vom Leser aus. Es zeigte sich dabei, daß die stärkste Anteilnahme der Leserschaft an der Zeitung im Biedermeier zu erkennen ist. Selbstverständlich liegt das an der geistigen Struktur dieser Zeit, deren Interesse am öffentlichen Leben und an öffentlicher Betätigung sich auf das Theater und die Literatur, überhaupt auf die Kunst, beschränken mußte und damit auch auf den Kulturteil der Presse verwiesen wurde. Die Zeitung, vor allem Schalls Blatt, steht außerdem in einem Prozeß der so-

[20]) Hoffmann von Fallersleben. Bd. II. S. 69.

zialen Umschichtung, der aus ihren Seiten und Spalten herauszulesen ist. Der Leserkreis der Zeitung im 18. Jahrhundert setzte sich größtenteils aus der „gelehrten Welt" zusammen. Bei Schall hat er sich wesentlich erweitert. Der Kulturteil seines Blattes wurde — wie ersichtlich war — von ganz anderen, vorwiegend bürgerlichen Schichten beachtet, als der der alten Nachrichtenzeitung, die ja die Schlesische noch immer war. Ihre Leser setzten sich vielfach aus dem Landadel innerhalb der Provinz und den höheren Verwaltungsbeamten zusammen. (Das ist in diesem Blatt an den Familiennachrichten zu erkennen.)

Schalls Feuilleton wandte sich mehr an die bürgerlichen Kreise, besonders an jene, die in den Breslauer Vereinen zusammengeschlossen waren und auch das Breslauer Theater bevölkerten. Da auch die Professorenschaft zu seinen journalistischen Mitarbeitern gehörte, rechnete wohl nur das gehobene Bürgertum zu seinen Lesern. Eigenartigerweise äußert sich in der Breslauer Zeitung, als sie bereits im Besitze des legitimistischen Barons Vaerst war, ein — wahrscheinlich sogar schlesischer — Adliger in einem „Brief vom Lande über die Breslauer Kunstausstellung" (BZ. 3. Juli 1835) sehr deutlich über den Adel: „Auch in der Malerei hat der hohe Adel von seinen Schlössern und Altären und in öffentlichen Gallerien mitten zwischen die Plebs treten müssen. Ach, daß sich doch unser fleischbeinerner hoher Adel ebenso überall und zu jeder Zeit unverkennbar aus der Masse heraushöbe als diese Familien Rafael, Tizian, Dürer und wie die Hochgeborenen alle heißen mögen". Selbstverständlich steht der liberale Schön auf der Seite eines selbstbewußten Bürgertums, das seine Stellung dem Adel gegenüber ganz energisch behauptet. So erscheint unter seiner Ära in der Schlesischen Zeitung (6. Aug. 1836) eine sehr scharf ablehnende Besprechung über zwei Schriften mit den Titeln „K. F. Kirche und Adel" und „Heerestage": „Jede Bemühung, dem Adel die Bedeutung wiederzugeben, die er vor der modernen Volks-Wirthschaft und Volksbildung besaß [der Broschürenverfasser tritt für diese Gedanken ein], läuft gegen die Geschichte. Die Adligen sehen alle Kreise der bürgerlichen Thätigkeiten sich geöffnet, sie erwerben durch Verdienst, was sie früher durch Geburt erlangten; ist nicht diese Lage eben so schön und so ehrenvoll als die vor 1807?"

Schall gibt in den ersten Jahren hin und wieder den überaus biederen Einsendungen eines Lesers Raum, der sich „ein schlichter Bürgersmann" nennt und oft über Schulfragen, aber auch über kulturelle Dinge der Stadt spricht. Der Einsender betont mit einem fast devoten, doch zumeist schlichten Nachdruck, daß er einem einfachen Stand angehöre. Er entrüstet sich in einem Brief über das Breslauer Theater zunächst über die Gemeinheiten eines aufgeführten Lustspiels und bedauert die Schauspieler, die ein solches Stück spielen müßten, in dem der alte Fritz des vorher aufgeführten feierlichen Prologs auf einmal ein Berliner Ausspanner wäre. Diese Briefe sind ferner bezeichnend für die Gesinnung der bürgerlichen Schichten, die in einer geradezu wehmütigen Erinnerung an die Befreiungskriege lebten. „Die Augen wollen mir immer übergehen, wenn ich an die schöne Zeit ge-

denke, als unsere Söhne für uns fochten, wir für sie sorgten, und alle nur einen Wunsch hatten: die Befreiung unseres lieben Vaterlandes" (BZ. 24. Juni 1820). So fanden sich in Schalls Zeitung die bedeutenden Männer des Breslauer geistigen Lebens, die Professoren, Gelehrten, Künstler, Schriftsteller, Schauspieler und Musiker und die bürgerliche Gesellschaft zu lebendigem Gedankenaustausch vereint.

Selbstverständlich konnte an dieser Stelle keine genaue Untersuchung der Breslauer und schlesischen gesellschaftlichen Zustände gegeben werden. Es waren vielmehr nur einige Daten über die Stellung der Zeitungen und ihres Kulturteiles im gesellschaftlichen Leben herauszuarbeiten, ohne deren Verständnis eine zeitungskundliche Erfassung des Feuilletons nur schwer möglich ist[21]).

Wir sahen: Nach der sich bereits im 18. Jahrhundert anbahnenden Loslösung des Kulturteils der Zeitungen aus der gelehrten Welt tritt er vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Verbreiterung der Leserschichten der Zeitung in das gesellschaftliche Leben des Standortes der Zeitung, das sich von nun an ständig in ihm wiederspiegelt. Der Siegeszug des Feuilletons konnte damit beginnen.

---

[21]) Über die Struktur der jüdischen Bevölkerung in Breslau vergl. Andreae S. 46 ff.: Die Emanzipation der Juden brachte es mit sich, daß in der deutschen Presse immer mehr jüdische Literaten sich betätigten. Sicherlich waren auch einige der in der Untersuchung bereits genannten Breslauer Feuilletonisten Juden (Hermann Miachelsohn, Julius Sincerus-Dr. Lasker). In den dreißiger Jahren traten jüdische Künstler erstmalig im Theater öfters auf, und die Schlesische Zeitung nimmt bei der Ankündigung eines Gastspiels einer jüdischen Schauspielerin knapp dazu Stellung. Sie registriert diese „bemerkenswerte Tatsache", die ins Gedächtnis rufe, daß die deutsche Bühne jetzt auch durch gebildete Israeliten betreten werde. „Ein Witzbold bemerkte, daß an mancher deutschen Bühne die Anstellung eines Rabbiners nötig werde. Doch sollte die Tatsache mehr Ernst als Spaß machen" (SPZ 7. Dez. 1837). Außerdem hatte die Zeitung verschiedentlich über Bücher von jüdischen Verfassern berichtet, und in einem „Schreiben in die Provinz" muß sie sich deswegen gegen einen Angriff verteidigen. Man hatte sie beschuldigt, „seit sechs Wochen in der Weise eines Friedrich Mehwald [eines schon erwähnten Breslauer Literaten und Verfassers des ersten Breslauer Adreßbuches] in judenfeindlichen Artikeln sich zu gefallen, weshalb mehrere jüdische Familien von der Schlesischen Zeitung abgehen müßten". Die Erwiderung der Redaktion lautet darauf: „Die Redaktion, über jeden (jederzeit erbärmlichen) Stammes- und Glaubenshaß erhaben und für die Verbesserung des soziellen Zustandes aller Menschenklassen in der ganzen Welt innigst begeistert, hätte das Schreiben als das satyrisch sein sollende Machwerk eines bürgerlichen Obscuranten in den Kehrichtwinkel geworfen, wenn sie nicht einen höchstgeachteten Namen darunter erblickt hätte" (SPZ 11. Januar 1838). Eines der schwierigsten geistigen Probleme des 19. Jahrhunderts wird also hier noch als ein reines Problem der Verchristlichung oder der ganz im Sinne des humanistischen Menschheitsideales liegenden Bildung betrachtet. Aber die geistige Situation des 19. Jahrhunderts ist bereits angedeutet. Denn hier beginnt die Entwicklung, die dazu führt, daß in den Jahrzehnten um 1900 fast die Hälfte der an der Breslauer Zeitung tätigen Feuilletonisten jüdischer Rasse sind, wie aus einer Aufstellung bei Oehlke S. 286 ff. ersichtlich.

30.) Die Zeitung als volkskundliche Erscheinung.

Die Zeitung ist mit Recht in letzter Zeit häufig in den Kreis volkskundlicher Betrachtungen gezogen worden. Ich erinnere an die auf den Arbeiten von André Jolles aufbauende Untersuchung von Otto Goerner „Vom Memorabile zur Schicksalstragödie", an die Untersuchung von Friedkarl Wieber über den Zeitungsroman, der diese literarische Gattung von der volkskundlichen Seite her anfaßt. Auch Dr. Hermann Hart berücksichtigt häufig in seiner „Geschichte der Augsburger Postzeitung bis zum Jahre 1838" (Augsburg 1935, Zeitung und Leben Bd. 10) das in der Zeitung zu Tage tretende volkskundliche Material, ohne daß er sein Kapitel „Abwehr gegen Aberglauben und Massenwahn" deutlich als volkskundlich kennzeichnet. Wenn hier einige Bemerkungen über den Kulturteil der Zeitungen — der sich also durchaus nicht in der Kritik oder jener Rubrik „Unter dem Strich" erschöpft — als einer volkskundlichen Erscheinung angeschlossen seien, muß vorausgesetzt werden, daß auch die Stadt in den Kreis volkskundlicher Betrachtungen einzubeziehen ist. Das hat Otto Lehmann erst kürzlich wieder gefordert[22]).

Der Kulturteil als volkskundliche Erscheinung, nicht als Quelle für volkskundliches Material, heißt also die Fragestellung. Material gibt er selbstverständlich auch: es braucht nur der „Breslauer Justus Möser", Georg Gustav Fülleborn, genannt zu werden, der als Herausgeber des „Breslauischen Erzählers" (1800—1803) eine Fülle volkskundlicher Tatsachen in seiner Zeitschrift sammelte. Seine umfangreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde, die lange auch auf die späteren Breslauer Journalisten nachgewirkt hat, wurde von Karl Olbricht bereits eingehend dargestellt[23]). Ich meine also nicht das in der Zeitung — zumeist ihrem Kulturteil — erkennbare Streben eines einzelnen Redakteurs oder Herausgebers, volkskundliches Gut aus heimatkundlichem oder auch wissenschaftlichem Interesse heraus zusammenzutragen.

Die Untersuchung ging immer wieder von jener Wechselwirkung von Zeitung und Leser aus und betonte jene eigenartige soziologische Stellung der Zeitung, die darin liegt, daß auch der Leser an ihrer Gestaltung mitbeteiligt ist, teils aktiv (siehe das vorige Kapitel), teils aber und vor allem auch passiv, eben als Leser, als Abonnent. Nach ihm muß sich selbst bei den großen Aufgaben, die der Presse heute als einem politischen Instrument der Staatsführung zukommen, jede Zeitung richten. Indem nun vom Stoff des Kulturteils ausgegangen wird, sei versucht, etwas auszusagen über den, der den Stoff aufnimmt, den Leser und über sein Verhältnis zu diesem Stoff.

Otto Goerner hat in seinem Artikel „Volkslesestoff" in Spamers Deutscher Volkskunde (Leipzig-Berlin 1934, S. 396) eine Reihe von Grundzügen

[22]) „Volkskunde und Großstadt" in Volkskunde-Arbeit, Otto Lauffer zum 60. Geburtstag, Berlin und Leipzig 1934. S. 23 ff.

[23]) Karl Olbrich: Ein Freund und Förderer der schlesischen Volkskunde vor hundert Jahren und seine Zeitschrift. Mitt. d. schles. Gesellsch. f. Vkd. 1905. Heft 13.

festgelegt: Er geht im dritten Kapitel von dem „Fliegenden Blatt", der „Neuen Zeitung" aus. Ihr Inhalt hat als Volkslesestoff vom 15. Jahrhundert bis zur Bänkelsängerzeitung gewirkt und fast unverändert in die Zeitung des 17., 18., ja des 19. und 20. Jahrhunderts Eingang gefunden. Dann sagt er: «Etwas von der Neuen Zeitung im alten Sinne des Wortes ist auch noch in unserer modernen Zeitung enthalten, sichtbarer am Dorf- und Kreisblättchen, versteckter in den Zeitungen der großen Städte. Manches alte Stück Anekdote, Greuelgeschichte, manches Memorabile wird da als „Telegramm neuesten Datums" oft dem Redakteur unbewußt wieder aufgefrischt und vom modernen Leser ohne weiteres als glaubhaft aufgenommen». Goerner rechnet also die Zeitung mit Recht zum Volkslesestoff in volkskundlichem Sinn: das hat die Zeitungswissenschaft ebenso wenig beachtet wie die Volkskunde. Der Kulturteil der Breslauer Zeitungen soll nun einige Beispiele zur Klärung dieser Frage bringen.

Die „Vermischten Nachrichten", die „Miszellen", die Kuriosa usw., mit denen die Zeitungswissenschaft wenig anzufangen weiß, sind in stofflicher Hinsicht — als Vorläufer des Unterhaltungsteils — die Hauptquelle. Im allgemeinen erscheinen sie ohne Herkunftsbezeichnung, sodaß sie wohl bereits innerhalb der Zeitungen nachgedruckt wurden und gewandert sind. Die ersten „Vermischten Nachrichten" tauchen in der Schlesischen Zeitung etwa Ende des Jahres 1767 auf. (Hauschild hat nahezu den gleichen Zeitpunkt — 1770 — für München festgestellt.) Jedoch reichen ihre Anfänge natürlich über die erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte Rubrizierung zurück. Schierse berichtet in seiner Schrift über das frühe Breslauer Zeitungswesen (S. 83), daß der „Breslauer Nouvellen-Courir" im Jahre 1707 Wundergeschichten über seltsame Träume brachte, ferner Meldungen von Wundertieren, Mißgeburten, von einem sich rot färbenden See. Auch die Geburt des Antichrist wird einmal berichtet. Eine Meldung aus dem Kirchenstaat in der Schlesischen Zeitung vom 3. Februar 1776 berichtet vom Tode des Erzbischofs von Bologna: „Er starb, wie man bemerket, gerade am Tage des hl. Franziskus Xaver, dessen große silberne Bildsäule er einschmelzen und dessen Fest er dieses Jahr zu feyern verboten hatte".

Wohl die früheste Bebilderung der Schlesischen Zeitung gehört in den Zusammenhang dieser volkskundlichen Betrachtung. Am 23. Februar 1765 bringt das Blatt Abbildungen der zwei Hauptanführer der Wallachischen Rebellen in der Größe einer halben Quartseite. Es sind wahre Räubergesichter, die die Zeitung ihren Lesern „zum Nachdenken für Physiognomisten" vorführt. Später (SPZ. 15. Juli 1798) folgt eine ganzseitige „Abbildung der Fliege, so im Banat den österreichischen und türkischen Armeen so viel Schaden macht".

Die „Breslauer Zeitung" (1820, Nr. 24) bringt in einer Meldung aus einer nordamerikanischen Zeitung eine Geschichte von einem Mann, der plötzlich verschwindet, im Traum einem anderen erscheint und angibt, wer ihn ermordert, wo er liegt usw. Interessant ist dabei, daß von der Redaktion die Meldung in einer Fußnote kommentiert wird: „Diese Erzählung

erinnert an die bekannte Traumgeschichte der beiden Arkader in Megara, welche Cicero erzählt de Divin. I, 27."

Überaus zahlreich sind unter den Vermischten Nachrichten und den Miszellen die Berichte über seltsame Wundergeburten. Schierse (S. 115) hat derartige Nachrichten für das frühe Breslauer Zeitungswesen zusammengestellt. Am 7. September 1818 lautet eine derartige Nachricht in der Schlesischen Zeitung „Zu Montmedy brachte eine Kuh ein monstruöses Thier zur Welt, das einen Bärenkopf, Fuchsohren und einen Affenleib ohne Schweif hatte. Es lebte nur 8 Stunden". Anderthalb Jahrzehnte später lautet eine ähnliche Miszelle der Breslauer Zeitung: „Zu Mangombroux hat eine 48 jährige Frau, eine gewisse Maria Barbara Brasseut, die lange an Übelkeit mit Erbrechen verbunden litt, am 4ten Julius eine Schlange von 5/4 Länge ausgebrochen" (BZ. 22. Juli 1831). Eine lange Meldung von zwei ständig schlafenden Mädchen, aus der Spenerschen Zeitung vom 21. Oktober 1824 übernommen, veranlaßt das gleiche Blatt wenige Tage darauf (BZ. 25. Okt. 1824) zu einem Eigenbericht über einen ähnlichen Fall („Noch zwei schlafende Mädchen"), bei dem sich Aberglauben und medizinisches Interesse seltsam mischen.

Immer wieder tauchen im Volkslesestoff als Thema die Lebensbeschreibungen geheimnisvoller Männer auf, die von einem seltsamen, mystischen Dunkel umgeben sind. Auch in den Zeitungen finden sich lange Meldungen und Artikel ähnlichen Inhalts. Über viele Nummern ziehen sich — wie in der gesamten damaligen Presse (Siehe Buchner Bd. 3 und 4) — die Abdrucke der Verteidigungsschrift des Abenteurers Cagliostro in der Schlesischen Zeitung hin (SPZ. 18. März 1786 ff.), oder die zahlreichen Nachrichten über den Nürnberger Findling Caspar Hauser (SPZ. 13. April 1830 ff.), mit dem sich auch Schall während seines Berliner Aufenthaltes beschäftigt hatte. (Es soll in diesem Zusammenhang nur angedeutet werden, wie sich Meldungen und Artikel gleichen Inhalts bis in die jüngste Gegenwart, bis in die moderne Tageszeitung hinein, gehalten haben: „Das Bunte Blatt", die Sonntagsbeilage der „Schlesischen Tageszeitung", enthält am 25. April 1937 einen längeren illustrierten Artikel über Kaspar Hauser zu seinem 125. Geburtstag mit dem Titel „Ein Findelkind, das ganz Europa beunruhigte", von Franz Schauwecker.)

Die Breslauer Zeitung vom 1. September 1821 bringt einen ausführlichen Artikel vom „Auszug des Burggeistes vom Schnellert nach Rothenstein", den sie aus dem fränkischen Merkur nachdruckt, und den die Augsburger Postzeitung vom 22. August 1822 ebenfalls gebracht hatte [24]). Ohne leiseste kritische Bemerkung wird hier aus einem protokollarischen Bericht gemeldet, daß mit Sausen und Brausen, mit Posaunen- und Trompetengetön, mit Trommelwirbel und schrecklichem Geheul, Waffengeklirre, Pferdegetrampel und Hundegebell um Mitternacht der Burggeist vom Schnellert ausgefahren sei auf die Burg Rotenstein, und daß sämtliche Einwohner der umliegenden Dörfer — sie werden noch ausführlich aufgezählt

[24]) Vergl.: Dr. Herm. Hart, Gesch. d. AP-Zeitg. S. 100 ff.

— zwar nichts gesehen, aber alles um so deutlicher gehört hätten ..., „man habe nichts anderes geglaubt, als der Untergang der Welt sey nahe". Ebenso wie in der Augsburger Postzeitung, wird auch in der Breslauer Zeitung dieser zunächst rein als Tatsache gemeldete Vorgang ein paar Tage darauf widerrufen (BZ. 3. Sept. 1821).

An die sattsam bekannte und ebenso berüchtigte Seeschlange, die endlich — nach einer der vielen Miszellen über dieses Thema vom 31. März 1828 in der SPZ. — getötet wurde, nachdem sie vorher einen Fischer umgebracht und zwei weitere verletzt hatte, braucht hier nur erinnert zu werden. Auch Hart bringt über dieses Thema, das bis in die Gegenwart noch unerschöpflich ist, einige sehr bezeichnende Beispiele (S. 105).

Eine Miszelle bei Goethes Tod lautet: „Göthe hielt den 22. März, an welchem vor sieben Jahren das Schauspielhaus in Weimar abbrannte, immer für einen tragischen und unheilvollen Tag. Kurz vor seinem Tode fragte er, der wievielste Tag im März heute wäre? und ein eigener Zufall wollte, daß er an demselben Tage (22. März) in derselben Stunde starb, wo vor dreizehn Jahren sein langjähriger Freund und Amtsgefährte Minister von Voigt abschied" (SPZ. 24. April 1832).

Heinrich Laubes Prolog auf den Tod des Domkapellmeisters Schnabel druckt die Zeitung im Auszug ab:

„Allnächtlich, wenn die weite Erde schwingt
Mit dem Getös der Sorgen und Beschwerden,
Schwebt ein Gesang ob deinem stillen Grabe,
Und feiert deinen Eingang zu dem Licht",

und fügt hinzu (BZ. 11. Juli 1831): „Wirklich sollen in gewissen Nächten auf dem Grabe des Verklärten Gesänge unbekannter Männer gehört werden. Anm. des Ref." (Referent darüber ist ein Unbekannter T.)

Menagerien und Schaustellungen auf öffentlichen Plätzen der Stadt gehören in das Gebiet volkskundlicher Untersuchungen. Dabei ergibt sich in Schalls Zeitung ein eigenartiger Fall: Schall läßt sich zwei Mal über solche Schaubuden mit exotischen Menschen und Tieren sogar von Henrik Steffens kurze einführende Artikel liefern. Der nordische Professor der Breslauer Hochschule fängt seinen Bericht mit einer genauen Beschreibung der verschiedenen Affen aus der Menagerie der Madam Simonelle an, vergleicht sie, nennt ihre lateinischen Namen, geht also mit größter wissenschaftlicher Gründlichkeit vor (BZ. 20. und 27. Mai 1820).

Es bleibt noch die Frage, ob manche der gesellschaftlichen Äußerungen, die im vorigen Kapitel bereits zitiert wurden, nicht einer volkskundlichen Betrachtung zu unterziehen wären: die Schauspielergedichte, die „Totensteine", die Preisrätsel aus dem Leserkreis im Biedermeier (BZ. 27. Febr. und 2. März 1829) usw., wenn man die Erforschung von Geist und seelischen Äußerungen einer sonst nicht erfaßbaren Schicht im Volksleben als Aufgabe der Volkskunde ansieht.

Bei einer einheitlichen Betrachtung dieser herausgegriffenen Zeitungsmeldungen, die natürlich weitgehend auch aus der gesamten übrigen Presse

(S. Buchner Bd. 1—5) vermehrt werden könnten, erhebt sich die Frage: Worin liegt das Volkskundliche? Es wurde bereits angedeutet: nicht darin, daß viele dieser Nachrichten und Meldungen als Quellen zu werten sind, sondern in ihrer Gesamtheit als volkskundliches Untersuchungsmaterial betrachtet werden müssen. Wesentlich ist, daß die Leserschaft aufnahmefähig war und ist für diese Meldungen, die wir über einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren verfolgen konnten. Der Einwurf, der vielleicht gemacht werden könnte, es handele sich um letzte Nachläufer der alten, aus einer anderen Zeit übriggebliebenen Nachrichten der früheren, wundergläubigen Fliegenden Blätter, wird widerlegt durch die Tatsache, daß man eben derartige Dinge auch in der modernen Zeitung finden kann (Goerners Memorabile vom Schlachtenspielen der Kinder).

Im Biedermeier — bei Schall besonders — sind die Miszellen eine Art volksmäßigen Erzählgutes, das in der städtischen Gesellschaft im Schwange war und das alle Eigenschaften des Volkslesestoffes enthält: Abenteuer, wundergläubige Vorstellungen, Schelmenstreich (der freche Dieb), Familiengeschichten usw. Die Tatsache, daß solche Meldungen immer wieder erscheinen, auch zu einer Zeit, die längst an die Erforschung des volksmäßigen Gutes herangegangen war, bedeutet, daß sie gelesen wurden. Nachrichten über Wunder setzen voraus, daß der Leser noch — wenn auch nicht mehr eingestanden — ganz im stillen an Wunder glaubt und bei seltsamen Sagengeschichten (Geschichten vom Burggeist), selbst wenn sie nachher widerrufen werden, noch das Gefühl für die Wahrheit der Sage hat.

Die geistige Aufnahmebereitschaft der Menschen für derartige Dinge hat sich also kaum geändert, wie die heutige Volkskunde immer wieder betont. Man kann daher getrost eine direkte Linie ziehen von den frühen Einblattdrucken des 15. Jahrhunderts mit ihren seltsamen Begebenheiten [25]) bis zu den Miszellen der Biedermeierzeit, ja bis zu den seitenlangen, feuilletonistisch aufgemachten Berichten der amerikanischen und europäischen Zeitungen über die Kanadischen Fünflinge, das Ungeheuer von Loch Neß oder die plötzlich aufgetauchte Zarentochter Anastasia, wenn sich auch die Aufmachung geändert hat. Es zeigt sich hier die gleiche Haltung des Lesers dem Stoff der Zeitung gegenüber, die Goerner beim Volkslesestoff feststellt (Spamers Volkskunde). Darum soll Goerner zitiert sein, allerdings mit einer kleinen Änderung: statt des Wortes „Buch", das er bei seiner Fragestellung verwendet, soll hier in Klammern jeweils das Wort „Zeitung", die mit der vorliegenden Untersuchung betrachtet wird, dazugesetzt werden: „Der Leser von Volkslesestoff hat zu seinem literarischen Gegenstand . . . . nicht das Verhältnis des schlichten Menschen zu Lied, Sang und Spiel, auch nicht das Verhältnis des Gebildeten zur Kunst . . . . , sondern dieser im Wortsinne viel ursprünglichere und naive Leser steht zum Buche (zur Zeitung) in der Beziehung des N e u g i e r i g e n zum L e b e n. Es hungert ihn aus seinem irgendwie leeren oder einseitigen oder unerfüllten Dasein heraus

[25]) Siehe: E. Holländer: Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt in Einblattdrucken des 15. bis 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1921.

nach Stoff, und diesen lebendigen Stoff bringt ihm das Buch (die Zeitung) entgegen."

In der Aufdeckung dieser Beziehungen, bei der Zeitungskunde und Volkskunde zusammenarbeiten müssen, sehe ich eine sehr wesentliche Aufgabe der Feuilletonforschung. Die vorliegende Untersuchung reicht nur bis zum Beginn der vierziger Jahre, zog also besonders die Miszellen, den einzigen damaligen Unterhaltungsstoff des Feuilletons, heran. Selbstverständlich müssen für die Betrachtung der folgenden Entwicklungsstufen die Unterhaltungs- und Romanbeilagen untersucht werden. Bereits Meunier-Jessen betonten, daß für die Erforschung der soziologischen Bedingtheit der Zeitung eine Untersuchung des Zeitungsromans — neben der Kritik — wichtiger sei, als die des Nachrichtendienstes[26]). Wieber hat in großen Zügen gezeigt, wie man von einem Einzelgebiet des Kulturteils der Zeitung, dem Roman, ausgehend Rückschlüsse ziehen kann auf die Geistesart der Leserschaft. Für einen kleinen Abschnitt versucht es diese Arbeit innerhalb des breslauisch-schlesischen Kulturteiles etwa bis 1840. Es bleibt noch das weite Gebiet der Zeitungsnovelle bis zur modernen Kurzgeschichte, der amerikanischen „short story", der zahlreichen heute sehr beliebten, stark abenteuerlichen „Tatsachenberichte" und der, allerdings unter einem anderen Titel erscheinenden „Miszellen". Auch das Material, das Eberhard Buchner in „Das Neueste von gestern" gerade in volkskundlicher Hinsicht gesammelt hat, dürfte noch längst nicht ausgewertet sein. Die Untersuchung der Fragen, wann da und dort die erste Musikkritik oder der erste Strich erschienen ist, tritt hinter derartigen Problemen zurück. Allerdings darf die Zeitung dabei nicht nur als eine schriftliche Quelle betrachtet werden, durch die seelische Äußerungen des Volkslebens literarisch faßbar werden, wie es Goerner sieht, sondern sie nimmt in ihren vielverzweigten soziologischen Bedingtheiten auf gewissen Gebieten — vor allem ihrem Kulturteil — einst wie jetzt eine Stellung im Leben bestimmter Schichten ein, an deren Untersuchung die Volkskunde herangeht.

31.) Wandlungen des Feuilletonismus.

Das Feuilleton als Sparte hat keinen bestimmten Stil. Ein Versuch, das Gegenteil zu beweisen, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Lessing und Kleist gehören ebenso zum Feuilleton, wie Jules Janin, Kerr und Hermann Bahr, und trotzdem bemerkt man hier ganz wesentliche und nicht auf gemeinsame Grundlinien zu bringende Unterschiede im Stil. Es sei an die Definition des Begriffes „Feuilletonismus" in der Einleitung erinnert, um den Ausgangspunkt für die weitere Untersuchung zu erhalten: Feuilletonismus ist nicht so sehr ein Stil als eine Haltung, die sich in ihrer stilistischen Ausprägung mit dem jeweiligen Träger und Schreiber ändert. Es gibt also eine feuilletonistische Gesinnung, aber keinen eigentlichen feuilletonistischen Stil.

[26]) Meunier-Jessen, S. 186.

Es wurde betont, daß der Feuilletonismus der Zeitung in den Moralischen Wochenschriften entstand. W. Oberkampf stellt in seiner Dissertation über diese Zeitschriftengattung als eine Eigenschaft der Moralischen Wochenschriften „möglichste Abwechslung in der Schreibweise und Anpassung an die jeweilig geforderte Materie" fest (S. 10). Die gleichen Grundzüge finden sich in der Einleitung zu den „Breslauischen Unterhaltungen" von 1774, die Lentner herausgab. Der Verfasser dieser moralisch-unterhaltenden Wochenschrift entwirft dort in der Form eines Dialogs einen Plan, der Grundzüge des Feuilletonismus enthält. Auf die Frage, ob er seiner Feder so mächtig sei, um die notwendige Abwechslung in der Schreibart bringen zu können, antwortet er: „Wenn Sie unter den Abwechslungen der Schreibart nichts anderes verstehen als das schickliche Verhältnis des Ausdrucks zu jeder Materie: so gebe ich Ihnen die Nothwendigkeit derselben gern zu. Es wäre höchst ungereimt, eine komische Sache rührend, eine rührende komisch, eine gemeine wichtig, oder eine wichtige gemein vorzutragen". Der „Feuilletonismus" oder besser die feuilletonistische Haltung ist also im Journalismus des 18. Jahrhunderts bereits gefordert. Sie entsteht aus der Absicht heraus, das Verlangen des Lesers nach Neuem zu befriedigen, indem der Journalist seinen Stoff möglichst schmackhaft darbietet, und hat sich jetzt nicht nur in den Zeitschriften verbreitet, sondern auch in den politischen Zeitungen durchgesetzt.

Ein großer Teil der „Vermischten Nachrichten" in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist durchaus „feuilletonistisch" in dem gekennzeichneten Sinne. So behandelt unter dieser Rubrik in der SPZ. vom 27. April 1776 ein kurzer Artikel das schwierige Problem, welche Farbe die Damen für ihre Hüte wählen sollen, damit die Sonne ihnen nicht auf den Kopf brenne. Die Antwort wird in eine direkte Anrede an die Damen gekleidet: „Sehen Sie, meine Schönen! weiße Hüte müssen Sie tragen . . . ." Ich verweise auch auf die bereits zitierten Meldungen und Anekdoten, unter denen man hin und wieder geradezu Kleistsche Prägungen finden kann.

Auch der erste Breslauer Feuilletonist Klose ist feuilletonistisch in seiner Haltung und darum auch in seinem Stil. Anfangs sind die „Schlesischen zuverlässigen Nachrichten von gelehrten Sachen", die er herausgab, zwar durchaus noch in gelehrt-wissenschaftlichem Stil geschrieben. Aber sie werden stilistisch bald lebhafter. Es hat den Anschein, als ob bei Kloses zunehmender Beschäftigung mit Lessing auch der Stil des Blattes sich dem von Lessing in den Berliner Zeitungen gepflegten Journalismus annähere. Immer wieder setzt sich die kurze Periode durch, und der Stil wird bunter. Klose kann mit Laune einen versteckten „Verriß" schreiben, seine persönliche Eigenart und seine literarischen Ansichten kommen immer subjektiver zum Ausdruck. So zieht er fast ironisch über die Kritiker an Klopstocks Messiade her (SBvGS. 25. Juni 1757), und sein begeistertes Loblied auf den „Tod Adams" zeigt manche geradezu feuilletonistisch zugespitzte Formulierung.

Auch das Feuilleton der folgenden Jahre baut in dieser Richtung auf,

ohne daß bedeutsame Neuerungen dazu kommen. Besonders die Zeitschriften führen die Richtung des von Lentner begonnenen Feuilletonismus weiter. In der Zeitschrift fing Schall seine journalistische Tätigkeit an und mit seiner Neuen Breslauer Zeitung beginnt der „Feuilletonismus" des 19. Jahrhunderts in Breslau.

Schalls Persönlichkeit wurde bereits ausführlich betrachtet. So wandelbar wie sein Wesen ist auch seine feuilletonistische Haltung und damit sein Stil. Manche Besprechung beginnt er in wissenschaftlichem Stil, mit periodisch gebauten Sätzen, und die Sache sieht sehr gründlich aus. Dann schließt er plötzlich lebhafte Wortspiele an, und der spielerische, aber immer gemütvolle Ton seiner Kritiken nimmt voraus, was erst der spätere, von französischen Journalisten bestimmte „Feuilletonismus" brachte.

Die krause Vielfalt seiner Schreibart wirkt am besten, wenn man die Besprechungen laut liest. Den stärksten Eindruck machte Schalls Persönlichkeit — die Zeitgenossen bestätigen es — in Gesellschaft als Plauderer. Das spürt man in seinem Stil. Bis auf wenige Ausnahmen empfängt er seine Lebendigkeit vom Klang des gesprochenen Wortes, das in einer heitergelehrten, ästhetischen Gesellschaft leicht hingeworfen wird. Schall hat beim Schreiben vielleicht gar vor sich hingesprochen. (Sein Plaudern mit dem Leser war Gegenstand eines früheren Kapitels.) Der Klang des Wortes mit all seinem Reiz bringt Schall immer wieder zu neuer Bildhaftigkeit, neuer Formung seines Doppelsinns. Schall schließt nicht einen Gedanken ab, sondern hebt ihn erst auf, bis er im großen Zusammenhang nur durch eine Apostrophe, ein Satzzeichen, eine witzige Bemerkung zu beenden ist. Die Verbindung zu Jean Paul ist ganz deutlich. Auch der Wunsiedeler Dichter geht nicht folgerichtig auf ein bestimmtes Gebiet literarischer oder künstlerischer Art ein, um sich in ihm sicher vorwärts zu arbeiten. Ihm liegt mehr an der schnellen Erfassung des Eigenartigen, Merkwürdigen.

Die Wandlung des Feuiletonismus wird klar: bei Klose war trotz aller Bemühungen noch eine starke Bindung an die gelehrte Tradition zu verspüren; mit Schall tritt in der Zeitung das bürgerliche Element stärker hervor. Zugleich damit führen sich im Feuilleton — besonders in der Theaterkritik — Tendenzen der Romantik ein, die mit einem betonten, zum Teil sogar schrankenlosen Subjektivismus die Gestaltung des Kulturteiles der Zeitung bestimmen. Trotzdem ist dieser romantische Feuilletonismus Schalls keineswegs haltlos oder dekadent. Denn Schalls Wesen und Persönlichkeit ist mit dem bürgerlichen Kultur- und Gesellschaftsleben Breslaus viel zu eng verbunden.

Der wichtigste Schüler des Gründers der Breslauer Zeitung ist Laube. Sein Stil erhält schon anfangs ein charakteristisches Merkmal: eine draufgängerische Burschikosität. In seinen kritischen Waffengängen wird nicht mit elegantem Florett gefochten; Laube hat vielmehr den burschenschaftlichen Schläger führen gelernt. Das unterscheidet ihn, den echten Schlesier, trotz mancher seiner tagesgebundenen literarischen und politischen Anschauungen der Frühzeit von vielen seiner mit Recht als fragwürdig angesehenen

jungdeutschen Zeitgenossen, sodaß es heute fast notwendig ist, eine „Rettung" für Laube zu schreiben.

Wie sehr Laube in seinen ersten kritischen Beiträgen unter Schalls Einfluß steht, mag nur angedeutet sein. Nachdem er einmal längere Zeit nicht über das Theater geschrieben hatte, erinnert seine erste Besprechung nach dieser Pause ganz an die Art, wie Schall derartige Situationen zu behandeln pflegte: „Da haben wir denn seit König Ottokars Glück und Ende nichts als eine fortdauernde Singerei gehabt, die einen, der das Schauspiel liebt, entweder zur Verzweiflung bringt oder einschläfert. Rec. ist zwar ein Liebhaber des Schauspiels, aber keiner der Verzweiflung, darum hat er . . . sein Interesse an der hiesigen dramatischen Kunst einschlafen lassen" (SPZ. 21. April 1830). Eine Zeitlang rügt er beständig, daß eine gute erste Liebhaberin am Theater fehle. Wenn eine vorhanden wäre, dann — gesteht er — hätte seine Kritik viel weniger Herbes zu sagen: „Ach, wir wären gern so süß wie Bonbon, wenn die Wahrheit, die verzweifelte Wahrheit es zuließe!" (SPZ. 5. Febr. 1831). Ein Ausspruch ganz in Schalls Art.

Wenn man in den ersten Kritiken der „Aurora" und in der Breslauer Zeitung noch das Bestreben spüren kann, dem kritischen Urteil mit möglichst gelehrtem Ernst eine recht gewichtige Bedeutung zu geben, und wenn man in vielen Äußerungen noch überbetonte, jugendliche Schärfe herauszulesen vermag, so wird Laube mit der Zeit seiner selbst immer sicherer. Der Stil erscheint flüssiger, die kecken, kritischen Bemerkungen deuten schon auf den schlagkräftigen, geistvollen Witz, der sich zwei Jahre später in Leipzig voll entfalten sollte. Die Schärfe seines Urteils erhält einen gewissen überlegenen Anstrich, die Sätze werden geschickter gebaut, ohne daß sie jene für Laube bis in sein Alter charakteristische Burschikosität verlieren. So kritisiert er bei dem Gastspiel einer Ballettgruppe eine bereits etwas bejahrte Tänzerin „durch die Blume": «Anders ist's mit der älteren Dame: sie tanzt sehr fertig und sehr schön, ihr Pantomime ist rund und gefällig — schade, daß Uhland nachtheilig für sie geschrieben hat:

„Nur im Frühling brech ich Rosen".

Die Familie darf aber darum dem schwäbischen Dichter nicht zürnen, denn sie blühen desto schöner für die jüngere Dame . . . .» (SPZ. 3. Juni 1831). Stets betont Laube, daß er nur seinen eigenen, persönlichen und vor allem nicht fachwissenschaftlich-begründeten Eindruck von einer künstlerischen Leistung geben will. (Deutlich wird das in einer Besprechung eines Konzertes, das eine bekannte Sängerin gab. SPZ. 23. Juli 1831).

In der einzigen Besprechung aus Laubes Feder im Jahre 1832 (BZ. 4. Mai) sind die ersten feuilletonistischen Ansätze voll ausgeprägt. Mit Laubes Hinwendung zur Politik, zum Jungen Deutschland, verrät nun auch sein Stil die typischen Züge des Feuilletonismus, der von nun an seinen Siegeszug durch alle Blätter antreten sollte[27]). Jetzt erstreckt sich seine Theaterkritik auch auf die Betrachtung der großen geistigen Zusammen-

[27]) Meunier-Jessen, S. 8.

hänge. Das Ich steht noch stärker und betonter im Vordergrund: „Ich habe Dir, süßer Redakteur, einen Theaterbericht versprochen. Hier ist er.", beginnt seine Besprechung, wie er überhaupt das Reden in der dritten Person gänzlich abgestreift hat.

In diesem Theaterartikel entwirft Laube die Grundzüge des Feuilletonismus, wie er sowohl im Jungen Deutschland als auch im französischen Feuilletonismus herrschend werden sollte. Politik und Theater werden plaudernd und spritzig, ohne systematische Ordnung behandelt: „Der Korrespondent aus Paris fängt beim Cholerabett des Casimir Perier an und hört auf bei dem zurückgeschlagenen Schleier einer schönen Maurin, die zu Algier europäische Gesellschaften besucht und ein Glas Eis genießt. Ich fange beim wandernden Richard an und höre in den Lüften bei Dem. Adler auf, obwohl ich diese nicht viel mehr als jener die schöne Maurin gesehen hat. Das nennt man theatralisch raisonnieren und das ist die neueste Blüthe der Politik, eine blasse Stiefschwester des Politisierens". Neben geschickten Antithesen, einem beliebten Stilmittel des Feuilletonismus, findet man jetzt bei ihm eine anschauliche Verwendung des Bildes: „Man erzählt von Kotzebue, daß er seine Lustspiele meist aus einer lustigen Szene herausgeschrieben und wie ein Tischler die übrigen drum geleimt habe. Unser Verfasser [von Richards Wanderleben] hat statt der Szene einen Menschen genommen, hat ihn Richard genannt, ihm einige Ellen klassischer Redensarten in die Tasche geschoben und ihn auf die Bühne gestellt — der pfeift nun wie ein Lockvogel und die Szenen kommen herbeigeflogen, und wenn ihrer genug sind, da wird das Bauer zugeschlagen und das Lustspiel ist aus".

Abwechslung und Farbigkeit in der Diktion, das Bestreben, dem Stoff gemäß auch den Stil zu wählen, die Absicht, interessant zu plaudern, die Neugier des Lesers zu befriedigen und möglichst dabei nicht gelehrt-systematisch vorzugehen, dazu ein deutlich ausgeprägter Subjektivismus, all diese Kennzeichen des jungdeutschen und des gleichzeitigen französischen Feuilletonismus (Jules Janin) sind in den Artikeln Laubes schon enthalten. Bald durchdringt dieser Feuilletonismus den gesamten Zeitungsinhalt.

Der französische „Lundist" Julius Janin hat unverkennbar Prof. Schön, den Redakteur der Schlesischen Zeitung am Ende der dreißiger Jahre, in seinem Stil beeinflußt. Einen Bericht über das Pferderennen und Tierschaufest in Breslau im Frühjahr 1836 leitet er ein: „Ist kein Jules Janin hier, der unser Pferderennen so berühmt mache wie das zu Chantilly, welches durch seine Feder eine Europäische Celebrität erlangte?" (SPZ. 31. Mai 1836). Nach diesem Anfang geht es weiter in einem bunten Stil, witzig und ironisch, breit und ausladend und in einem Plauderton, der über ein wenig belangvolles Ereignis Seiten verschwendet. Es wird über alles mögliche gesprochen: über Theater, Politik und nicht zuletzt über die Gesellschaft beim Pferderennen. Auch leichte politische Zeitsatire macht sich bemerkbar: „Es ist ein schöner Anblick, Hoch und Niedrig (d. h. Reiterei, Fuhrwesen und Fußvolk) von einem Gedanken, von einem Interesse, von einem Gefühl durchdrungen zu sehen. So etwas ist im 19ten Jahrhundert nur noch mög-

lich, wenn es sich um Pferderennen und um eine Thierschau handelt". Dazu kommt wieder ein leichtes Lächeln über sich selbst und die eigene Tätigkeit und das Plaudern mit dem Leser (SPZ. 1. Juni 1836).

Auch Schöns Mitarbeiter bemühen sich um einen französisch bestimmten Stil. Julius Sincerus schreibt im Jahre 1837 (SPZ. 30. Mai) ein längeres Feuilleton über das Breslauer Pferderennen, zwar nicht in der geschickten Art und Lebendigkeit Schöns, doch ganz aus dem Bestreben heraus, das französische Vorbild zu erreichen. Zwei Jahre darauf versucht Robert Bürkner eine etwas pedantische Nachahmung des gleichen Themas. In der Breslauer Zeitung beobachtet man dieselbe Entwicklung. Jules Janins Feuilleton „Eisenbahn nach Saint-Germain" wird fast vollständig nachgedruckt (BZ. 6. Sept. 1837). Selbst die Zuschrift einer „Dame vom Lande", ein Theaterartikel, ist in dem typisch französischen Stil abgefaßt (BZ. 7. März 1838).

Damit wurden die Wandlungen des Feuilletonismus im Breslauer Pressewesen über hundert Jahre bis zu einem entscheidenden Punkt verfolgt: zum ersten Male taucht jetzt das Wort „Feuilletonist" als Standesbezeichnung auf. Klose, der erste Breslauer Feuilletonist, war Gelehrter. Selbst der Schöpfer des eigentlichen Breslauer Feuilletons Karl Schall nennt sich nicht Journalist, sondern eher Privatgelehrter, Herausgeber oder Besitzer der Zeitung. Erst Schön fühlt sich selbstbewußt als Gestalter der Zeitung, als Journalist: „Der Journalist ist der Göthe'sche Zaubermeister, dem die unscheinbarsten Dinge zur Verrichtung des größten Geschäftes dienen als lebendige Geister. Kommt ein untüchtiger Lehrling und setzt die Presse in Bewegung — es laufen ihm die Lettern wie die Besen in dem erwähnten Gedicht über den Hals und die Nachbarschaft leidet mit ihm" (SPZ. 28. Mai 1836). Oder an anderer Stelle: „Die gute Sache der periodischen Presse fordert daher dringend, daß ein würdiger Ton angestimmt werde, daß die Journalisten sich das Wort geben, die öffentlichen Blätter den edlen Interessen des menschlichen Geistes ausschließlich widmen zu wollen!" (SPZ. 16. April 1836). Der Journalist wird sich hier seiner publizistischen Aufgabe und Verantwortung bewußt, und in dieser Entwicklung taucht jetzt als Journalist mit Sonderauftrag und Sonderbegabung der „Feuilletonist" auf. Der Theaterkritiker der Breslauer Zeitung Sintram hatte eine Besprechung geschrieben mit allen Merkmalen des französischen Feuilletonismus. Der Redakteur Dr. Nimbs macht zu der schwungvollen Schlußbemerkung Sintrams eine Fußnote: „Gewiß freuen sich viele Leser mit uns der glänzenden Apostrophe unseres Feuilletonisten, der gleich Jules Janin unsere Phantasie auf der Eisenbahn seines Enthusiasmus mit sich fortreißt..." (BZ. 9. Sept. 1837).

Damit hatte eine bestimmte geistige Haltung in der Zeitung, die jedoch schon früher feststellbar ist, einen Namen erhalten, und die Träger, die sie am reinsten verkörperten, eine bestimmte Bezeichnung ihres Standes. Von nun an „durchsetzt" der Feuilletonismus den gesamten Zeitungsinhalt im 19. und 20. Jahrhundert. Allerdings muß — noch einmal sei es betont —

jeweils untersucht werden, ob die Form aus einer gefestigten geistigen Haltung entsteht, oder ob sie, aus einer zersetzenden Gesinnung geboren, auch zu einer destruktiven Tendenz des Zeitungsinhaltes geführt hat. „Feuilletonismus" an sich ist durchaus eine der Zeitung und ihrem Kulturteil wesensgemäße Äußerungsform. Auch die moderne Zeitung kann nicht auf ihn verzichten.

IV. Die publizistische Wirksamkeit.

DIE ÖFFENTLICHEN FUNKTIONEN DES KULTURTEILES.

32.) Kampf um die Anerkennung der Kritik.

Die publizistische Wirksamkeit des Kulturteiles kommt natürlich in seinen kritischen Beiträgen am stärksten zum Ausdruck. Die Untersuchung zeigte, wie sich im 18. Jahrhundert die literarische und dramatische Kritik die Zeitung eroberte und wie bereits die Anfänge der Musikkritik in der gleichen Zeit hinzukamen [1]). Weiterhin wurde die Kunstkritik verfolgt, die wesentlich schneller eine eigene Form fand. Für die Entwicklung der Kritik in den Zeitschriften verweise ich auf Heckels Geschichte der Provinzialblätter [2]).

Obwohl bereits bis zum Ende der hier zur Untersuchung stehenden Periode die Kritik auf allen Gebieten durch kenntnisreiche und tüchtige Journalisten formal und inhaltlich auf großer Höhe stand, konnte immer noch in der Zeitung selbst ihre Existenzberechtigung angezweifelt werden. So schreibt in der Breslauer Zeitung vom 1. Dezember 1840 ein Mitglied des Künstlervereins eine Gegenerklärung gegen die Besprechung der Aufführungen des Künstlervereins: „ . . . Sind sie (die Rezensenten) es nicht, die am meisten in Konzerten durch ihr Kunstgewäsch das Publikum bei den schönsten und rührensten Stellen stören und es mit aller Gewalt aus dem Kunsthimmel herabziehen?“ Erst als die Zeitung immer mehr zu einer vom Persönlichen gelösten publizistischen Macht wurde, eine Entwicklung, die bereits bei Schön beginnt, war ein solcher Ausspruch in den Spalten der Presse selbst unmöglich.

Gerade in dem eben zitierten Beitrag kommt am deutlichsten die Gegnerschaft zwischen ausübendem Künstler und Kritik zum Ausdruck. Diese Gegnerschaft ruht niemals, weil nun einmal jede kritische Äußerung bei dem, den sie trifft, auf Widerstand stoßen muß. Trotzdem wurde stets eine Basis zur gemeinsamen Verständigung von einsichtigen Künstlern und Kritikern gefordert. So hat sich einmal der — damals in Breslau fest engagierte — große Schauspieler Ludwig Devrient in bitteren Worten gegen die Kritik eines etwas dunklen Rezensenten in den Breslauer Theaternachrichten verwahrt (SPZ. 25. Juni 1810). Die gemeinsame Verständigungsbasis zwi-

[1]) Eine der ersten Musikbesprechungen, allerdings nur eine erweiterte Nachricht mit lobendem Zusatz, dürfte ein kurzer Artikel SPZ 14. Febr. 1772 darstellen.

[2]) Heckel. Prov. S. 125 ff.

schen Kunst und Kritik besteht für ihn darin, daß der Schauspieler „auch den entschieden ausgesprochenen Tadel einer billigen, verständigen und konsequenten Kritik dankbar benutzen soll". Allerdings nimmt er für den Künstler das Recht einer Verteidigung bei einer falschen Kritik in Anspruch.

Wilhelm Wackernagel, den Schall 1829 zum Theaterkritiker herangezogen hatte, kam durch seine häufig scharfen Besprechungen in Konflikte mit den Künstlern, sodaß er sich viele zu Feinden machte. Ein Schauspieler lauerte ihm sogar auf und wollte ihn verprügeln, ein Vorsatz, dem Wackernagel sich nur nach einem Faustschlag in den Rücken durch eiligste Flucht entziehen konnte [3]).

Mit einer Gegnerschaft von seiten der Künstler hatte die Kritik stets — selbstverständlich auch bis heute — zu rechnen. Und obwohl Laube trotz seinem kecken und frischen, auch sehr aggressiven Tone resigniert die Einflußlosigkeit seiner Kritik auf das Theater feststellen muß (SPZ. 1. Juli 1830), so hat doch im allgemeinen die Kritik wesentlich auf das Kulturleben gewirkt. Selbstverständlich ging von der Aufnahme der literarischen und künstlerischen Strömungen im ersten Breslauer Feuilleton während des 18. Jahrhunderts auch eine heute natürlich schwer nachzuprüfende Wirkung zumindest auf den Leserkreis aus, dessen Bildung dadurch beeinflußt wurde. Schalls manchmal sehr energische und heftige Artikel führten zum Sturz von Theaterdirektoren; seinen großen Skandal mit dem Breslauer Theater beginnt Holtei durch einen ausfälligen Presseartikel [4]). Am Widerstand der Künstlerschaft ist jedoch Prof. Witte in seinen Kunstbesprechungen gescheitert, sodaß er seine Tätigkeit als Kunstkritiker aufgab. Am meisten konnte wohl die Musikkritik ihre Wirkung auf Geschmack und Urteil ausüben, weil sie bald eine fachlich fundierte Kritik für Fachleute wurde und in einem großen Teil der modernen Presse auch heute noch ist.

Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Betrachtung, wie sich Theater und Kritik mit den ihnen gegebenen Mitteln auseinandersetzen. Im Jahre 1837 wurde vom Breslauer Theater der damals an der Breslauer Zeitung tätige Dr. Nimbs und ein anderer Theaterkritiker durch einen Schauspieler ganz deutlich copiert. Hilscher gestand in der Schlesischen Zeitung dem Theater das Recht zu einer solchen komischen Rechtfertigung zu. Schön, damals verantwortlicher Redakteur der Zeitung und ein Journalist mit ausgeprägtem Standesbewußtsein, hält dieses Wort seines Mitarbeiters für ein zu mildes Urteil. Nach seiner Ansicht darf das Wiedervergeltungsrecht, das Hilscher dem Theater zugestehen will, nicht bis zu einer öffentlichen Nachäffung ausgedehnt werden, und er faßt die ganze Sache als einen Angriff auf die journalistische Berufsehre auf: „Man hat gerade zwei der gebildetsten, unterrichtetsten, im bürgerlichen Leben geachtetsten Bühnenreferenten herausgegriffen und deshalb weniger gegen die oben angedeu-

---

[3]) Hoffmann von Fallersleben, Erinnerungen Bd. II. S. 115.
[4]) Vergl. Oehlke. S. 51 ff.

teten literarischen Schmeißfliegen den Fliegenwedel geschwungen, als gegen die Kunstkritik überhaupt sein Müthchen gekühlt" (SPZ. 30. Sept. 1837).

Die Wirksamkeit der Kritik in der Öffentlichkeit auf Kunst und Leser wird besonders dann am größten sein, wenn der Journalist sein Urteil mit Haltung, Wissen und dem Nachdruck der ehrlichen Absicht, mit Takt und selbstverständlich Talent und Können vorbringt. Kritiker, die alle diese Eigenschaften vereinen, sind — so selten das auch der Fall sein mag — aus dem gesamten Kulturleben vom Ende des 18. Jahrhunderts (Lessing) bis in die jüngste Gegenwart nicht mehr wegzudenken, auch wenn man allzu gern die tagesgebundenen Äußerungen kleiner Literaten in der Presse über die Großen der Zeit — etwa über Richard Wagner oder Brahms oder Reger — als einen Beweis gegen die Existenzberechtigung der sachlichen und anständigen Kritik heranziehen will. Der Irrtum wohnt nicht allein in den Spalten der Zeitung, nur ist er hier am schnellsten zu spüren.

Was den kritischen Äußerungen der Breslauer Feuilletonisten bis in die vierziger Jahre — und noch darüber hinaus — fehlte, waren bestimmte allgemeine, nach großen Gesichtspunkten aufgebaute künstlerische und ästhetische Ansichten. Besonders das Biedermeier (Schall) vermochte zu einer Wirkung nach außen nicht zu gelangen, weil ihm die sichere Fundierung des Urteils in einem einheitlichen künstlerischen und politischen Bild fehlte. Waren daran die Journalisten schuld? Keineswegs, denn sie konnten sich nicht als Exponenten einer großen historischen, politischen oder künstlerischen Entwicklung fühlen, die das 19. Jahrhundert, als einheitliche Strömung nicht besaß.

33.) Erziehung des Publikums.

Die betonte und bewußte Wirkungsabsicht des Kulturteiles in seinen kritischen Äußerungen beschränkt sich nicht nur auf die Kunst und die Künstler, sondern auch auf das Publikum, das die Kunst aufnimmt und das durch die Kritik beeinflußt werden soll. Besonders das ungenierte Benehmen der Breslauer auf der Galerie des Theaters gab den einzelnen Theaterreferenten ständig Gelegenheit zu hartem Tadel und kritischen Bemerkungen. Ein paar Besucher riefen einmal zur Abkürzung der Pause auf gut schlesisch herunter: „'s kann losgehen!" Das ging dem Theaterkritiker denn doch zu weit, und er fühlte sich „durch diese multiplicierten brüllenden Rufe" so recht aufs Land versetzt, wo auf ländlichen Kirmesfesten, in Scheunen oder Zelten, eine wandernde Truppe durch Jan Hagel zum Anfangen hervorgebrüllt wird. Man sollte vielmehr wie in anderen Städten bei solchen Anlässen höchstens „Vorhang auf!" oder zur Not noch „Anfangen" oder „Weiter" sagen (BZ. 4. Nov. 1834).

Die Breslauer scheinen auch in ihren Beifallsäußerungen durchaus unkonventionell gewesen zu sein, und die Theaterkritiker hatten öfters Gelegenheit, sich als Sachwalter eines guten Tones zu fühlen. Bei dem Vortrag eines Violoncellisten, der mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden

war, hatte dem Künstler als Beifallsbezeugung ein kräftiger, männlicher Bierbaß zugerufen: „Brav, alter Junge!", worüber sich die Zeitung höchlichst entsetzt (SPZ. 27. Febr. 1837): „Der fremde Künstler, von Dresden her einer edleren Beifallsbezeugung gewohnt, schien ein wenig betroffen; er halte die Verirrung dem alten Hause [dem alten Breslauer Theater in der „Kalten Asche", das seit Jahrzehnten bereits durch ein neues ersetzt werden sollte] zu Gute. Im neuen Theater wird auch hier sich Jeder genieren, sich wie in einem Bierkeller zu gerieren." Vor allem Schall hat danach gestrebt, das Breslauer Theaterpublikum durch seine Artikel zu erziehen und zu bilden.

34.) Warnung vor „Schlesierei".

Die Breslauer Zeitungen suchen in ihrem Kulturteil ständig das allzu betonte Sonderdasein der schlesischen Literatur oder des schlesischen geistigen Lebens überhaupt zu beeinflussen. (Es wurde mehrfach darauf hingewiesen.) Klose wendet sich ausdrücklich an die Gelehrten Schlesiens, sie möchten aus ihrer Isolierung heraustreten. Die Warnungen vor Absonderung gehen bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts. So schreibt die Breslauer Zeitung (1. Juli 1840) in einer Besprechung über A. Kahlerts Buch „Breslau vor hundert Jahren": „Zugleich darf vielleicht keine Provinz in ganz Deutschland so sehr vor freiwilliger Isolierung und Absonderung gewarnt werden als die unsrige, wo Alles nur gar zu gern einen rein provinziellen Charakter annimmt, wo sich die bei weitem größte Mehrzahl in eine solche Menge eigenthümlicher Gewohnheiten und Meinungen einspinnt, daß wir uns überall außerhalb unseres schlesischen Vaterlandes als Fremdlinge fühlen und auch auf den ersten Blick als solche erkannt werden. .... Wir sind krank an zu viel Schlesierei."

Gerade deshalb können es die Breslauer Journalisten nicht vertragen, wenn man im Reich der schlesischen Literatur ihre Absonderung vorwirft. So hatten die „Blätter für literarische Unterhaltung" (Brockhaus, Leipzig, Märzheft 1838 Nr. 64) eine sehr abfällige Rezension des Taschenbuches „Silesia" gebracht. Es wird in dieser Besprechung von den „mittelmäßigen Novellisten und Balladenfertigern" gesprochen, die Schlesien besitze, von denen aber das übrige Deutschland nichts wisse. Und weiter heißt es: „Schlesien, ein Binnenland, hat neben seiner Schneekoppe, seinem Elisabeththurm, seinem Landwein, seiner Leinwand und seinem Liegnitzer Grünzeug auch seine Binnenliteratur, die da aufhört, wo das übrige Deutschland anfängt. Diese Literatur ist wesentlich provinziell und beschäftigt sich am liebsten mit Stadt- und mittelalterlichen Inlandsagen . . . ." Gegen diesen unbegründeten, heftigen und unsachlichen Ausspruch nimmt die Schlesische Zeitung (11. Juli 1838) in einem Eingesandt Stellung, das den Verfasser jenes Artikels sehr ironisch mit der Bemerkung abtut, daß schließlich die Taschenbuchliteratur nicht für das gesamte schlesische Schrifttum als maßgeblich hingestellt werden könne.

Wenn auch Schön einmal in einem Artikel den provinziellen Charakter der schlesischen Zeitungen zugeben muß (SPZ. 5. Januar 1839), so fügt er doch gleich hinzu, daß ihre Wirksamkeit so weit reichte, daß sogar immer ein paar Exemplare der Schlesischen Provinzialblätter nach Amerika gingen. Mag hierin nur eine Bestätigung für die überaus große Anhänglichkeit des Schlesiers an seine Heimat zu sehen sein, die er mit der Anhänglichkeit an diese Zeitschrift zum Ausdruck bringt, so darf doch eine andere indirekte Ausstrahlung der Breslauer Presse nicht übersehen werden. Der Beitrag Schlesiens und vor allem Breslaus zum Berliner geistigen und kulturellen Leben ist im allgemeinen größer als man denkt, und jenes Wort vom echten Berliner, der eigentlich aus Breslau stamme, bedeutet sicherlich mehr als nur einen lokalpatriotischen Scherz. Man muß einmal die Namen der Redakteure und Mitarbeiter der Vossischen Zeitung um die Mitte des 19. Jahrhunderts durchgehen, von Willibald Alexis, Dr. Otto Lindner zu Dr. Hermann Kletke und vielen anderen; sie haben alle als gebürtige Schlesier ihre Jugendzeit und wenigstens einen Teil ihrer Studienjahre in Breslau verbracht. Ihre erste Bekanntschaft mit der Presse erfuhren sie also — wenn zunächst auch mehr rezeptiv durch das Lesen der Breslauer Journale — in der schlesischen Hauptstadt[5]). Es wäre wertvoll, einmal die Ausstrahlungen der durch Friedrich den Großen gewonnenen Provinz auf das geistige Leben Preußens und die Gestaltung der Reichshauptstadt einer Untersuchung zu unterziehen, in der die Journalisten ebenso einen Platz hätten wie etwa der typisch Berlinische Maler des 19. Jahrhunderts, der Schlesier Adolf von Menzel.

In eine Untersuchung über die Wirksamkeit der Zeitung in der Öffentlichkeit gehört auch jede Äußerung des Lesers über ein bestimmtes Blatt. Zwar kommen die ursprünglichsten Äußerungen, jene seltsamen Briefe aus den Kreisen der Leserschaft, die so manche Schriftleitung erreichen, größtenteils nicht über den Redaktionspapierkorb oder höchstens das Redaktionsarchiv hinaus. Wie jedoch die Breslauer Zeitungen während des Biedermeier aufgenommen wurden, zeigen ein paar scharfe Verse aus einem kleinen Fastnachts-Taschenbuch vom Jahre 1833 von Gustav Roland. Darin steht folgender Vers über die Breslauer Journale:

„Christlich betragen wir uns, und handeln genau nach der Bibel:
Bleiben im schlesischen Land, nähren uns redlich und treu."

Auch die beiden politischen Zeitungen erhalten ihre Xenien. So die Breslauer Zeitung:

„Was nur die Schlesische beut und Voss und Haude und Spener,
Bieten wir widergekäu't täglich dem Publikum dar",

während die Schlesische Zeitung in folgendem Vers ironisiert wird:

„Ewig und unwandelbar bleib' ich stets in einem Tone,
Und verdiene gar bequem mir die stille Bürgerkrone."

[5]) Arend Buchholtz hat in seiner Festschrift über die Vossische Zeitung mit Erstaunen den großen Anteil der Schlesier an der Gestaltung dieses Berliner Blattes festgestellt.

35.) Gegen abergläubische Vorstellungen.

Ständig muß die Breslauer Presse ihre ganze Autorität in die Waagschale werfen, um gegen abergläubische Vorstellungen der Zeit Stellung zu nehmen. So reiten die Schlesischen Provinzialblätter mehrere „Ritte gegen Aberglaube, Mißbräuche und dergl." (7, 126) oder bringt die Schlesische Zeitung (9. Januar 1809) einen Artikel gegen Wahrsagerei. Eine Weissagung von der Ankunft des Antichrists, die durch die deutschen Blätter der Zeit ging, stellt die Breslauer Zeitung mit allem Nachdruck als falsch hin: „Diejenigen unserer Leser, welche etwa durch die Prophezeihung mit Besorgnissen erfüllt worden seyen, können wir durch die Nachricht beruhigen, daß die Stelle des Dialogus de nativitate et moribus antichristi . . . . auf die leichtsinnigste und schamloseste Weise verfälscht ist." Zur Berichtigung wird aus einer alten Ausgabe von 1431 die ursprüngliche Stelle zitiert (BZ. 26. März 1821).

Ein flammender Artikel „Keine Bücherschau", nimmt heftig Stellung gegen den geradezu unvorstellbar phantastischen Unsinn des „Allgemeinen schlesischen Volkskalenders auf das Jahr 1835" (BZ. 19. Nov. 1834). Ebenso schließt die „Schlesische Chronik", das Beiblatt der Breslauer Zeitung, eine entschiedene Ablehnung eines „Buches der entschleierten Geheimnisse oder Sammlung 72 nützlicher Mittel „mit dem Ausspruch: „Was soll man in Deutschland von solchen Werkstätten des Aberglaubens und Aberwitzes denken, mitten inne des Sitzes einer aufgeklärten Regierung!" (Schl. Chr. 11. Juni 1839).

36.) Kulturteil und Politik.

Die Beziehung von Zeitung und Politik glaubt man immer am besten dort nachprüfen zu können, wo das Streben nach publizistischer Wirksamkeit der Zeitung auf Forderungen der staatlichen Zensur stößt[6]). Wichtiger ist jedoch auch hier wieder die soziologische Stellung der Zeitung und weiter die Frage, wie der jeweilige Gestalter des Blattes politisch wirken will.

Die Politik kann sich in verschiedener Hinsicht innerhalb des Kulturteiles auswirken. Im absolutistisch regierten Staat des 18. Jahrhunderts fand eine Aussprache über politische Fragen innerhalb der Zeitungen nicht statt. Aus diesem Grunde werden die Zeitungen auf die Behandlung anderer Gebiete verwiesen, und deshalb wuchs nach der politischen Erregtheit während der schlesischen Kriege der feuilletonistische Stoff der Breslauer Presse an: die Rubrik „Vermischte Nachrichten" bildete sich, innerhalb des Beiblattes konnte die vorliegende Untersuchung — besonders bei Lentner — eine starke Anteilnahme an dem neuen Leben und Aufblühen der schlesischen Lyrik feststellen. Ähnlich liegt das Verhältnis nach den Befreiungskriegen, als die politische Meinungsbildung durch die einschneidenden

[6]) Es sei in diesem Zusammenhang auf Klawitters „Geschichte d. Zensur in Schlesien" verwiesen.

Maßnahmen der Karlsbader Beschlüsse unterdrückt wurde. Indirekt förderten sie dadurch die Bildung des eigentlichen Feuilletons unter Schall, der gerade auf diesem Gebiet die Rückständigkeit seines politischen Teiles ausglich.

Größte Bedeutung erhält die Presse — und mit ihr natürlich der Kulturteil — in Zeiten politischer Knebelung, etwa während der Napoleonischen Zeit. Kleist nahm als politischer Journalist in seinen „Abendblättern" einen energischen Kampf nicht nur gegen den Korsen auf, sondern auch gegen die Lauheit des preußischen Staates und verbarg hinter ästhetischen Betrachtungen für harmlose Leser zündende Apelle an das deutsche Volk [7]). Görres wurde Napoleons gefürchteter Feind. Auch die Kornsche Zeitung in Breslau setzt in den Jahren 1806 bis 1813 ihren Kulturteil ein zu Unterstützung der freiheitlichen Bestrebungen und hält die Sehnsucht nach Abschüttelung des fremden Joches wach, indem sie etwa Anekdoten aus dem Leben des großen Preußenkönigs bringt (SPZ. 24. Nov. 1806). Das Neujahrsgedicht des Jahres 1811, in dem die Breslauer Universität gegründet wurde, greift in jene Bewegung der geistigen Erneuerung ein, die von der Wissenschaft, von der Hochschule ausging:

„Auf! tretet denn die neue Bahn,
Zum Kampfe wohlgerüstet an,
Ergreift das Geistes Waffen!
Nicht durch Geseufze, durch Geschrey
Lockt ihr die beßre Zeit herbey:
Ihr selbst müßt sie erschaffen!"

(SPZ. 2. Jan. 1811).

Das starke Deutschbewußtsein drückt auch den „Vermischten Nachrichten" den Stempel auf, und eine Notiz „Copernikus kein Pole, sondern ein Teutscher" schließt: „Wie kann man ihn einen Polen nennen, und wie kann die teutsche Nation es so ruhig geschehen lassen, daß man ihr diesen großen Mann raubt! —" (SPZ. 7. Mai 1810). Auch in der Theaterkritik finden sich Zeichen der politischen Aktivität, ebenso wie die sonst so friedlichen „Provinzialblätter" manches aufrüttelnde Gedicht, besonders im Jahre 1812, veröffentlichen [8]).

Die bedeutsamste Auseinandersetzung zwischen Feuilleton und Politik beginnt, wenn ein starkes politisches Bewußtsein die Zeitung durchdringt. Kleist wurde als politischer Journalist bezeichnet und damit angedeutet, was unter politischer Haltung und politischem Bewußtsein zu verstehen ist: jene Ausrichtung und Bezogenheit auf das Volk und die völkischen Notwendigkeiten, heute selbstverständliche Voraussetzung für den Kulturteil der neuen Zeitung, in der Geschichte des Feuilletons ein Kriterium für den Wandel von Inhalt und Form. Korn begann seine Zeitung im Jahre 1742 aus vorwiegend politischen Beweggründen. Doch das Wort Schubarths, das

[7]) Vergl. A. H. Else: „Heinrich von Kleist als politischer Journalist", Deutsche Presse 1936 Nr. 50 Berlin.

[8]) Siehe auch W. Erler: Schlesische Volksstimmung (S. 212).

er 1774 in seiner „Nachricht an das Publikum" vor dem 1. Jahrgang seiner „Deutschen Chronik" schrieb von der Ausführung des „bey der jetzigen Verfassung Deutschlands fast unmöglich erscheinenden Vorsatzes, eine gute politische Zeitung zu schreiben", sollte noch lange Gültigkeit haben. Der absolutistische Staatsgedanke mit der Zurückdrängung politischer Meinungsäußerung wies die Zeitung zur Pflege des allgemeinen Stoffes, des Kulturteiles, der dem Leser schon in einer ansprechenden, „feuilletonistisch" bestimmten Form dargeboten wird. Das gleiche Verhältnis nach den Befreiungskriegen: Schall hatte im Grunde keine Vorstellung von der bedeutungsvollen Aufgabe seines Berufes. Er lebte — wie auf allen Gebieten seiner Tätigkeit als ein liebenswürdiger, genialer Dilettant — noch so sehr in den klassisch-humanistischen Bildungsidealen, daß er von ästhetischen und literarischen aber niemals von bewußt publizistischen Wirkungsabsichten ausging. Dafür bildete er eine vorläufig nur ihm eigene Form des „Feuilletonismus", bei der aus einer nicht politischen Haltung das Streben nach Reichhaltigkeit und Vollendung des Formalen überwiegt.

Das Feuilleton der dreißiger Jahre bringt im Breslauer Pressewesen die Änderung: Schön führt den politisch bestimmten Kulturteil ein. Er setzt seine Feder für eine „gemeinsame deutsche Sache" in einem Artikel ein „Letztes Wort für Schillers Denkmal" (SPZ. 28. Okt. 1836). Ein echtes Pathos klingt hier durch, bei dem man hin und wieder an Görres erinnert wird. In einem mit zahlreichen rhetorischen Fragen durchsetzten Stil fordert er die Einigkeit Deutschlands zunächst im Geiste, in der Dichtung, in der Kultur, in der gemeinsamen Verehrung großer Männer und glaubt damit, wie viele der Männer der Zeit, zu einer politischen Einheit zu kommen. Sehr bezeichnend ist dabei auch die Bewertung der beiden größten Dichter der Deutschen und der Entscheid in dem nie erliegenden Streit, wer von beiden der größere sei. (Laube und Wackernagel hatten sich damit ihre ersten journalistischen Sporen in der Breslauer Presse verdient.) Für den Ästhetiker Schall war selbstverständlich Goethe der größte Dichter; Schön, der politisch bestimmte Journalist, setzt sich begeistert für Schiller ein und sieht in ihm den der Zeit gemäßesten dichterischen Führer (SPZ. Bericht über das Schillerfest mit der Rede Schöns am 13. Nov. 1837).

Damit wandelt sich der Feuilletonismus, weil die geistige und politische Haltung der Journalisten sich gewandelt hat. Schön schrieb zwar zahlreiche Artikel in französisch bestimmtem Stil. Allein er strebt nach einem ausgewogenen Verhältnis zwischen Feuilletonismus als Form und dem Inhalt, indem er auf der anderen Seite recht bedeutsame, heute noch als typische Äußerungen des freiheitlichen Bürgertums der damaligen Zeit lesbare staatsrechtliche Artikel bringt („Erpreßtes über Preß-Angelegenheiten", 7. April 1837). Und indem er dem kulturpolitisch bestimmten Artikel — nicht „Feuilleton" — breiten Raum gewährt.

Auch im Feuilleton der Breslauer Zeitung findet man in der gleichen Zeit eine Hinneigung zum Kulturteil, der immer durch eine größere Verwendung des kulturpolitisch bestimmten Artikels ausgezeichnet ist. Ein

Theaterartikel erweitert sich dann zu einem eingehenden kulturpolitischen Referat mit dem Thema „Schiller in unserer Zeit“ (BZ. 14. Nov. 1837), oder Eitners gründliche literarische Beiträge werden zu wichtigen Äußerungen über die politischen Zustände der Zeit. Das Streben nach möglichster Verdeutlichung des Inhalts und der publizistischen Absicht schränkt dabei die Pflege des Formalen wesentlich ein.

Mit Absicht wurde als Endpunkt der Untersuchung der Beginn der vierziger Jahre gewählt. Der Grund wird jetzt noch deutlicher: In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eroberte sich das Feuilleton im Breslauer Kulturleben — trotz mancher phäakenhaften Beschaulichkeit, die bald überwunden wird, — einen bestimmten Platz, von dem es nicht mehr wegzudenken ist. Die bereits im 18. Jahrhundert feststellbare Tendenz der Zeitung, den Stoff möglichst ansprechend dem Leser darzubieten, hatte in der Romantik und dem französischen Feuilletonismus zu einer ausgebreiteten Pflege der Form geführt. Mit der Aufnahme einiger neuer Gebiete in den Kulturteil — dem Roman etwa — vollzieht sich bald die räumliche Festlegung im Zeitungsbild „unter dem Strich“.

Literaturnachweis.

Andreae, Friedrich: Breslau um 1800. Breslau 1921.
Bücher, Karl: Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde. Tübingen 1926.
Buchholtz, Arend: Die Vossische Zeitung. Berlin 1904.
Buchner: Eberhard: Das Neueste von gestern. München 1911—13.
Dovifat, Emil: Zeitungslehre. Leipzig-Berlin 1937. Samml. Göschen.
Eckstein, Ernst: Beiträge zur Geschichte des Feuilletons. 2. Auflage. Bd. 1 u. 2. Leipzig 1876.
Erler, Willi: Schlesien und seine Volksstimmung in den Jahren der inneren Wiedergeburt Preußens 1807—13. Leipzig 1911.
d'Ester, Karl: Zeitungswesen. Jedermannsbücherei. Breslau 1928.
Fechter, Paul: Dichtung und Journalismus. In: Weltliteratur der Gegenwart. Hersg. von Ludwig Marcuse. Band Deutschland, Teil 2.
Fischer: E. K.: Das Feuilleton. Kunstwart 35. Jg. 1921/22.
Goedeke, Karl: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Auflage. Davon besonders XIII. Bd., 34. Heft (Bogen 1—17), Artikel „Schlesien". Dresden 1934.
Goerner, Otto: Vom Memorabile zur Schicksalstragödie. Berlin 1931.
Groth, Otto: Die Zeitung, ein System der Zeitungskunde. Mannheim, Berlin, Leipzig 1928 ff.
Haufler, Hermann: Kunstformen des feuilletonistischen Stils. Beiträge zur Ästhetik des modernen Zeitungsfeuilletonismus. Diss. Tübingen 1928.
Hauschild, Franz: Anfänge und Entwicklung des Feuilletons der Münchener Nachrichtenpresse. München 1934.
Heckel, Hans: Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien. Bd. 1. Breslau 1929.
Heckel, Hans: Breslaus Literaturleben von den Befreiungskriegen bis zum Vormärz. Schles. Monatshefte 1934 (11. Jahrg.) S. 10 ff.
Heckel, Hans: Die Schlesischen Provinzialblätter von 1785—1848 in ihrer literargeschichtlichen Bedeutung. Breslau 1921.
Herzog, Rudolph: Die schlesischen Musenalmanache 1773—1823. Breslau 1912.
Hoffmann von Fallersleben, Heinr.: Mein Leben. Aufzeichnung und Erinnerungen. Hannover 1868. 6. Bde.
Holtei, Karl v.: Vierzig Jahre. Neu herausgegeben und durchgesehen von Max Grube. 4. Aufl. Schweidnitz 1898.
Houben, H. H.: Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911.
Jessen, Hans: 200 Jahre Wilh. Gottl. Korn. Breslau 1932.
Jessen, Hans: Max Kurnik, ein Breslauer Journalist. (1819—81). Breslau 1927.
Kahlert, August: Schlesiens Anteil an deutscher Poesie. Breslau 1835.
Kellen, T.: Aus der Geschichte des Feuilletons. Essen-Ruhr 1909.
Klawitter, Willy: Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens. In Darstellungen und Quellen zur schles. Geschichte. 32. Bd. Breslau 1930.
Laube, Heinrich: Gesammelte Werke. Herausg. v. H. H. Houben. Leipzig 1909.
Löbl, Emil: Kultur und Presse. Leipzig 1903.
Marx, Wolf: Geschichte des Breslauer Kunstvereins von 1833—1933. Breslau 1933.
Meunier, Ernst u. Jessen, H.: Das deutsche Feuilleton. Breslau 1931.
Meunier, Ernst: Die Entwicklung des Feuilletons der großen Presse. Diss. Heidelberg. 1913.
Milch, Werner: Schlesische Sonderart im deutschen Schrifttum. Zeitschr. f. Deutschkunde 1931. S. 566 ff.
Milch, Werner: Die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland. Zeitungswissenschaft Heft 1. Berlin 1931.
Müller, Leonhard: Die Breslauer Presse von 1742—1861. Breslau 1908.

Münzer, Georg: Beiträge zur Konzertgeschichte Breslaus am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts. Diss. Leipzig 1890.
Nadler, Josef: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 4 Bde. Regensburg 1923 ff. Vor allem Bd. 3 und 4. (1924/28).
Oberkampf, W.: Die zeitungskundliche Bedeutung der „Moralischen Wochenschriften". Diss. Dresden 1934.
Oehlke, Alfred: 100 Jahre Breslauer Zeitung. Breslau 1920.
Ost, Günther: Legendenbildung in der Zeitungsgeschichte. Zeitungswissenschaft. H. 5. Berlin 1931.
Peters, Alfred: Die soziologische Natur der Zeitung. Zeitungswissenschaft. Heft 2. Berlin 1929.
Reinicke, Hans Ulrich: Die Hallesche Tagespresse bis zum Jahre 1848. Diss. München 1926.
Roland, Gustav: Breslau oder das Buch der Hundert und Ein. Berlin 1833.
Salomon, Ludwig: Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Oldenburg und Leipzeig 1906.
Schairer, Erich: Chr. Daniel Schubarth als politischer Journalist. Tübingen 1914.
Schierse, Bruno: Das Breslauer Zeitungswesen vor 1742. Breslau 1902.
Schindler, Fritz: Der gegenwärtige Stand der Feuilletonkunde. Zeitungswissenschaft Heft 7. Jg. 1928.
Schlesische Zustände im ersten Jahrhundert der preußischen Herrschaft. Breslau 1840.
Schottenloher, K.: Flugblatt und Zeitung. Berlin 1932.
Schwerdt, Annemarie: Theater und Zeitung 1700—1850. Entwicklungsstufen der Theaterkritik nachgewiesen am Breslauer Zeitungswesen. Würzburg 1938. Zeitung und Leben, Bd. 54.
Steffens, Henrik: Was ich erlebte. Aus der Einnerung niedergeschrieben. Breslau 1840/44 10 Bde.
Stein, J.: Geschichte der Stadt Breslau im 19. Jahrhundert. Breslau 1884.
Stirk, S. D.: Kritiken von Heinrich Laube, ausgewählt und eingeleitet als Beitrag zur Geschichte des „Jungen Deutschland". Breslau 1934.
Tönnies, Ferd.: Kritik der öffentlichen Meinung. Berlin 1922.
Traub, Hans: Grundbegriffe des Zeitungswesens. Stuttgart 1933.
Valeton, Anna: Carl Schall. Schlesische Lebensbilder. IV. Breslau 1931.
Weigelt, Carl: 150 Jahre Schlesische Zeitung. Breslau 1892.
Weilen, A. v.: Auswahl aus Laubes Kritiken. „Schrift d. Ges. f. Theatergesch." Bd. 7 u. 8. Berlin 1906.
Wieber, Friedkarl: Der deutsche Zeitungsroman im 20. Jahrhundert. Eine volkskundliche Auseinandersetzung. Halle 1933.

Lebenslauf.

Ich wurde am 24. Januar 1914 als Sohn des Oberstadtinspektors Paul Wagner und seiner Ehefrau Emmy geb. Hönisch in Breslau geboren. Nach Besuch der Vorschule des König-Friedrich-Gymnasiums in Breslau trat ich Ostern 1920 in die Sexta der gleichen Anstalt ein, erhielt dort Ostern 1932 das Zeugnis der Reife und studierte darauf zunächst ein Semester an der Universität Wien und anschließend sieben Semester an der Universität Breslau Germanistik, Kunstgeschichte und Volkskunde.

Seit August 1932 arbeitete ich als freier Mitarbeiter, Schriftleiter i. A. und Schriftleiter an der NS-„Schlesischen Tageszeitung" in Breslau, wo ich zur Zeit als Kunstschriftleiter im kulturpolitischen Ressort beschäftigt bin. Von April bis September 1935 erhielten Studium und Beruf durch ein Arbeitdiensthalbjahr eine Unterbrechung.

Meine Lehrer waren besonders die Herren Professoren Nadler, Strzygowski, Merker, Ranke, Steller und Frey. Herrn Professor Dr. Dr. Merker bin ich für zahlreiche Anregungen bei der Abfassung der Arbeit zu Dank verpflichtet.

Friedrich Wagner.